SOZIALWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT
der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD

Die Konfessionslosen im Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree: Ergebnisse einer Repräsentativbefragung

Petra-Angela Ahrens
Vortrag bei der Jahrestagung des SI-EKD
am 29. Oktober 2015

Untersuchungsinteresse

Forschungspraktisch:

Auf welche „Selbst- und Weltdeutungen“ greifen die Konfessionslosen im Untersuchungsgebiet zurück, wenn es um Fragen der konkreten Lebensbewältigung geht?

Handlungspraktisch:

kirchliche Anknüpfungspunkte zu Konfessionslosen finden bzw. nutzen

Methodisches

Grundgesamtheit: Schon immer Konfessionslose (deutschsprachig) ab 18 Jahren im Gebiet des Kirchenkreises Lichtenberg-Oberspree

Face-to-face-Befragung (CAPI)

Zufallsstichprobe: Insgesamt 1.002 Befragte
Erhebungsphase: Januar bis April 2015

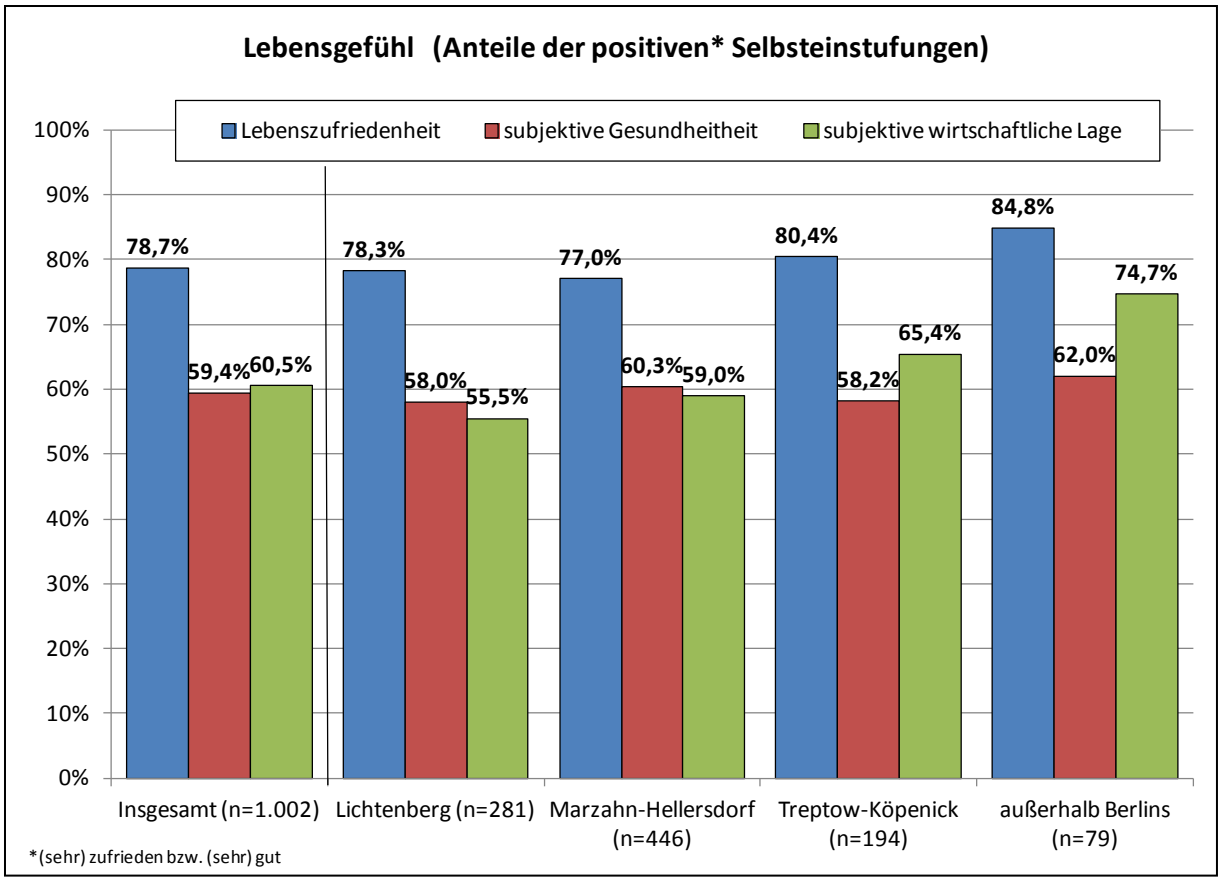
Inhalt

1. **Lebensgefühl**
2. **Religionsbezogene Orientierungen**
   - Subjektive Religiosität und Bezug zur Religion
   - Soziodemografische Differenzierung
3. **Bezug zur Kirche**
   - Bisherige Berührungen und Eindruck
   - Kenntnis der Kirchengemeinde im eigenen Stadtteil
   - Interesse an Angeboten
4. **Lebensbewältigung**
   - Weltsichtenansatz
   - Operationalisierung
   - Ergebnisse
5. **Religionsbezogene Orientierungen und Lebenszufriedenheit**

1. Lebensgefühl

Die Ergebnisse zur allgemeinen Lebenszufriedenheit fügen sich gut in das Bild, das in verschiedenen bundesweiten empirischen Untersuchungen immer wieder repliziert wird: Auch unter den schon immer Konfessionslosen im Berliner Osten stuft sich die große Mehrheit als zufrieden ein.

Generell können die subjektive Gesundheit und die subjektive wirtschaftliche Lage als besonders bedeutende Faktoren für das eigene Wohlbefinden veranschlagt werden: Auch hier äußert sich jeweils eine klare – dabei weniger große – Mehrheit positiv. Und in unserer Untersuchung können die – schon vielfach ermittelten – engen Zusammenhänge zwischen diesen drei Aspekten bestätigt werden (Korrelationen nach Pearson, Zufriedenheit und subjektive Gesundheit / subjektive wirtschaftliche Lage: r= ,319 / ,374; subjektive Gesundheit / wirtschaftliche Lage: r=,290).



Interessant sind die Abweichungen, die sich bei einer Differenzierung nach den Berliner Bezirken und dem Gebiet außerhalb Berlins abbilden; denn sie geben erste Hinweise auf die jeweils unterschiedlichen sozialen Lagen. Treptow-Köpenick zählt zu den attraktiveren Wohngebieten. Es hat sich zumindest in Teilen schon zum „Szene-Kiez-light“ (Berliner Morgenpost, 10.02.2015) entwickelt und kann mit viel Grün aufwarten: Hier fällt die Lebenszufriedenheit noch ein wenig höher aus als in Lichtenberg oder Marzahn-Hellersdorf, und die eigene wirtschaftliche Lage wird – insbesondere im Vergleich zu Lichtenberg – besser beurteilt. Im Gebiet außerhalb Berlins leben viele in Ein- oder Zweifamilienhäusern (in unserer Stichprobe deutlich mehr als die Hälfte), häufig als Eigentümer: Hier ist der Anteil der Zufriedenen am höchsten, was sich nicht zuletzt an der im Schnitt überaus positiv beurteilten wirtschaftlichen Situation festmachen wird.

Lichtenberg und besonders Marzahn-Hellersdorf hingegen können geradezu als Synonym für das Wohnen in Plattenbauten gelten – in unserer Stichprobe wohnen fast drei Viertel (Lichtenberg) beziehungsweise vier Fünftel (Marzahn-Hellersdorf) in solchen Gebäuden, die zumeist auch für Menschen mit kleinem Geldbeutel noch erschwinglich sind.

Es wäre jedoch ein Fehlschluss, davon auszugehen, dass sich das Wohnen im Plattenbau als solchem negativ in der Zufriedenheit bemerkbar macht. In unserer Befragung lassen sich jedenfalls keine Abweichungen nachweisen. Allerdings spielt die Größe des Gebäudes durchaus eine Rolle. In der Tendenz zeigt sich, dass mit wachsender Anzahl der Stockwerke der Wohngebäude die Lebenszufriedenheit nachlässt[1]: Am höchsten fällt sie in Ein- bis Zwei-

[1] Kontrollierte Korrelation unter Berücksichtigung von Alter, Geschlecht, formaler Bildungsstand, Verankerung im Stadtteil (Wohndauer), Plattenbau (ja, nein)

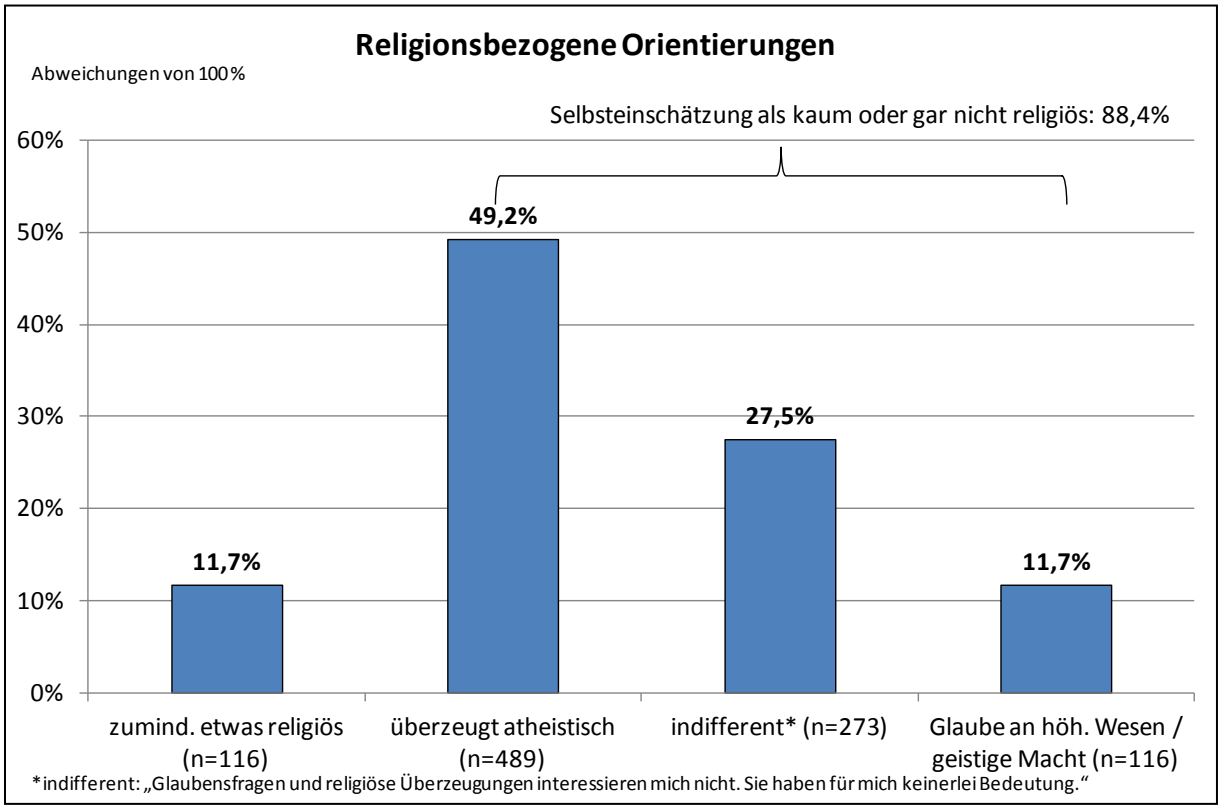
Familienhäusern aus (MW=4,23; 5-stufige Skala: 1=ganz und gar unzufrieden, 5=ganz und gar zufrieden), am niedrigsten in Hochhäusern (MW=3,86) – sie bleibt aber auch hier immer noch weit über dem theoretischen Durchschnitt (MW=3,0).

2. Religionsbezogene Orientierungen

In unserer Untersuchung kamen zwei Fragen zur Identifikation religionsbezogener Orientierungen zum Einsatz: Zunächst wurde eine Selbsteinstufung hinsichtlich der Religiosität (Als wie religiös würden Sie sich selbst bezeichnen?; 5-stufig: gar nicht, kaum, etwas, ziemlich, sehr religiös) erbeten (subjektive Religiosität). Im Ergebnis stufen sich 88,4 Prozent als kaum (12,4 %) oder gar nicht (75,7%) religiös ein. Ihnen wurden anschließend zur näheren Bestimmung ihrer kaum oder gar nicht religiösen Haltung die Aussagen „Glaubensfragen und religiöse Überzeugungen interessieren mich nicht. Sie haben für mich keinerlei Bedeutung“ (indifferent), „Ich bin überzeugte(r) Atheistin“ und „Ich glaube, dass es irgendein höheres Wesen oder eine geistige Macht gibt“ zur alternativen Beantwortung vorgelegt.

Aus diesen beiden Fragen wurde eine Differenzierung zwischen den „zumindest etwas Religiösen“ (11,7 %) und den in der Selbsteinstufung kaum oder gar nicht Religiösen mit ihren jeweiligen Positionen vorgenommen.

Die überzeugt atheistische Position ist mit Abstand am häufigsten anzutreffen: Praktisch die Hälfte der schon immer Konfessionslosen folgt dieser Orientierung. An zweiter Stelle steht mit 28 Prozent die indifferente Haltung.



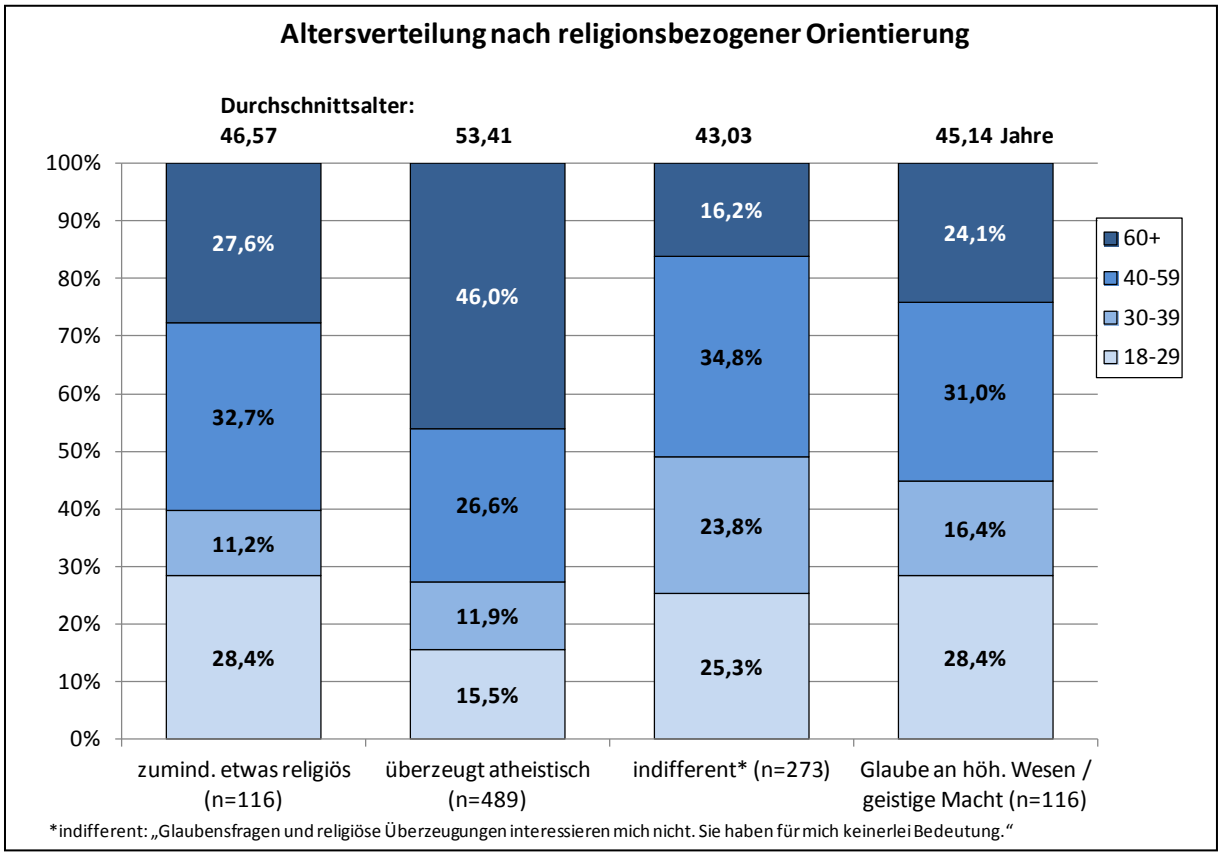
Der „Glaube an ein höheres Wesen oder eine geistige Macht“ wird zumeist im Sinne einer Abstufung subjektiver Religiosität verwendet, unter anderem im ALLBUS oder in den Kirchenmitgliedschaftserhebungen der EKD, und beschreibt dabei eine zwar nicht christlich-dogmatische (Glaube an persönlichen Gott) Position, aber doch eine religiöse Haltung. Das Ergebnis unserer Befragung zeigt, dass sich unter den schon immer Konfessionslosen mit zwölf Prozent doch ein beachtlicher Anteil findet, der sich selbst als (eher) nicht religiös einstuft und zugleich an „ein höheres Wesen oder eine geistige Macht glaubt“:

Möglicherweise haben die Befragten selbst ein sehr viel engeres Verständnis von Religiosität als es die gängigen religionssoziologischen oder auch theologischen Argumentationen entwickeln.

Soziodemografische Differenzierung

Unter den überzeugten Atheisten sind die Hochschulabsolventen mit 36% deutlich überproportional (insgesamt 28 %), unter den Indifferenten (16%) unterproportional vertreten. Für Letztere ergibt sich auch im Schnitt der geringste formale Bildungsstand. Insbesondere bei denen, die an ein höheres Wesen glauben, sind Frauen (60%) überdurchschnittlich (insgesamt 52 %) vertreten.

In der Altersaufgliederung der religionsbezogenen Orientierungen fallen die Atheisten mit einem besonders hohen Durchschnittsalter ins Auge. Unter ihnen sind die mindestens 60-Jährigen mit 46 Prozent besonders stark vertreten, während der Anteil der Jüngsten (18-29 Jahre) – also der ‚Nachwuchs‘ – mit knapp 16 Prozent erheblich niedriger als in den anderen Teilgruppen liegt.



Unsere Untersuchung ist zwar nur eine Momentaufnahme, die keine Entwicklungen aufzeigen kann. Allerdings ermitteln Berechnungen mit den Daten des European Value Survey (EVS), dass die „überzeugten Atheisten“ unter den schon immer Konfessionslosen im ostdeutschen Bundesgebiet auch im Zeitvergleich zwischen 1990, 1999 und 2008 älter geworden sind. Der Anteil der 18- bis 29-Jährigen ist dort von 27,5 (1990) auf 11,7 Prozent (2008) gesunken. Damit ergibt sich tatsächlich ein rückläufiger Trend für diese Haltung, die seit dem Ende der DDR auch nicht mehr Bestandteil der staatlich bestimmten Erziehungs- und Bildungspolitik ist.

Demgegenüber sind die Indifferenten im Schnitt am jüngsten. Zwar lässt sich hier kein inhaltlich passgenauer Zeitvergleich zur Einschätzung dieses Ergebnisses heranziehen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich darin – angesichts der insgesamt und selbst unter Kirchenmitgliedern wachsenden Bedeutung dieser Haltung – ebenfalls ein Trend äußert.

Eigene Beachtung verdienen die mit jeweils 28 Prozent relativ hohen Anteile der 18- bis 29-Jährigen sowohl unter den zumindest etwas Religiösen als auch unter den (eher) nicht Religiösen, die an ein „höheres Wesen oder eine geistige Macht“ glauben.

Hinsichtlich der Religiosität ergibt ein Zeitvergleich mit den Daten des EVS ebenfalls einen leichten Anstieg der Jüngeren unter den wenigen, die sich dort als religiöse Person bezeichnen. Für einen Vergleich zum Glauben an ein höheres Wesen oder eine geistige Macht ist die Fallzahl der schon immer Konfessionslosen, die im ALLBUS 2012 oder in der KMU V überhaupt dieser Haltung – als Antwortvorgabe zum Gottesglauben (s.o.) – folgen, viel zu klein. Von daher muss die Frage offen bleiben, ob unser Ergebnis auf eine Entwicklung hinweist.

Erkenntnisse

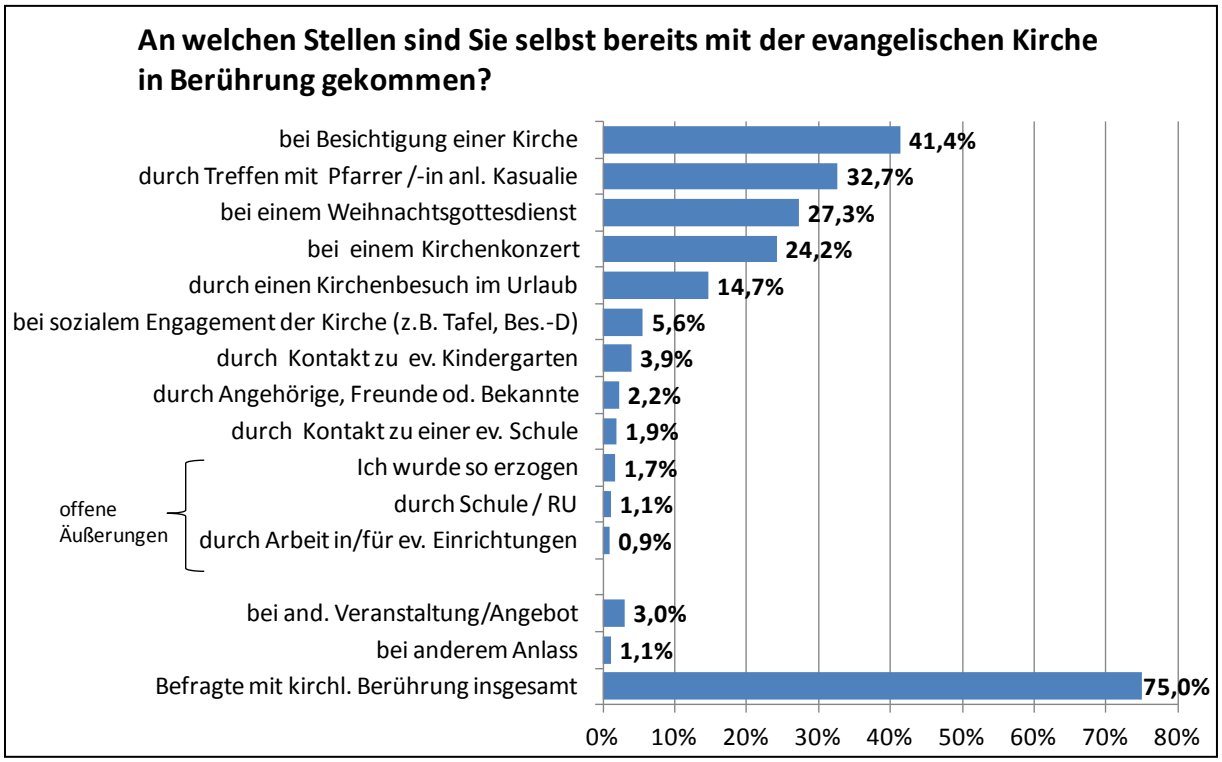
- Der Glaube an ein höheres Wesen oder eine geistige Macht wird subjektiv nicht unbedingt als religiös verstanden.
- Die heutige Mehrheit der überzeugten Atheist/-innen/en unter den schon immer Konfessionslosen wird abschmelzen, die religiöse Indifferenz scheint zu wachsen.
- Unter den Jüngsten (18-29 Jahre) erreichen sowohl ein zumindest etwas religiöses Selbstverständnis als auch der Glaube an ein höheres Wesen/eine geistige Macht eine beachtliche Zustimmung: Dahinter könnte sich ein Trend verbergen.

3. Bezug zur Kirche

In den bisherigen Ergebnissen hat sich gezeigt, dass die schon immer Konfessionslosen in ihrer Selbsteinschätzung ganz überwiegend kaum (12,4 %) oder gar nicht religiös (75,7 %) sind. Vieles deutet darauf hin, dass sie Religiosität dabei eher im Kontext – vermuteter –

christlich-dogmatischer Orientierungen interpretieren: In diesem Sinne verstehen sie sich selbst auch weitgehend als ‚religionslos'. Gleichzeitig ist in Untersuchungen immer wieder der enge Zusammenhang zwischen subjektiver Religiosität und kirchlicher Nähe nachgewiesen worden. Von daher lag auch die Vermutung nahe, dass die meisten unserer Befragten – im Unterschied etwa zu ehemaligen Kirchenmitgliedern – auch noch keine Berührungspunkte zur Kirche hatten.

In den Ergebnissen zur entsprechenden Frage bildet sich allerdings das genaue Gegenteil ab: 75 Prozent der schon immer Konfessionslosen geben an, dass sie bereits Kontakt zur evangelischen Kirche hatten.

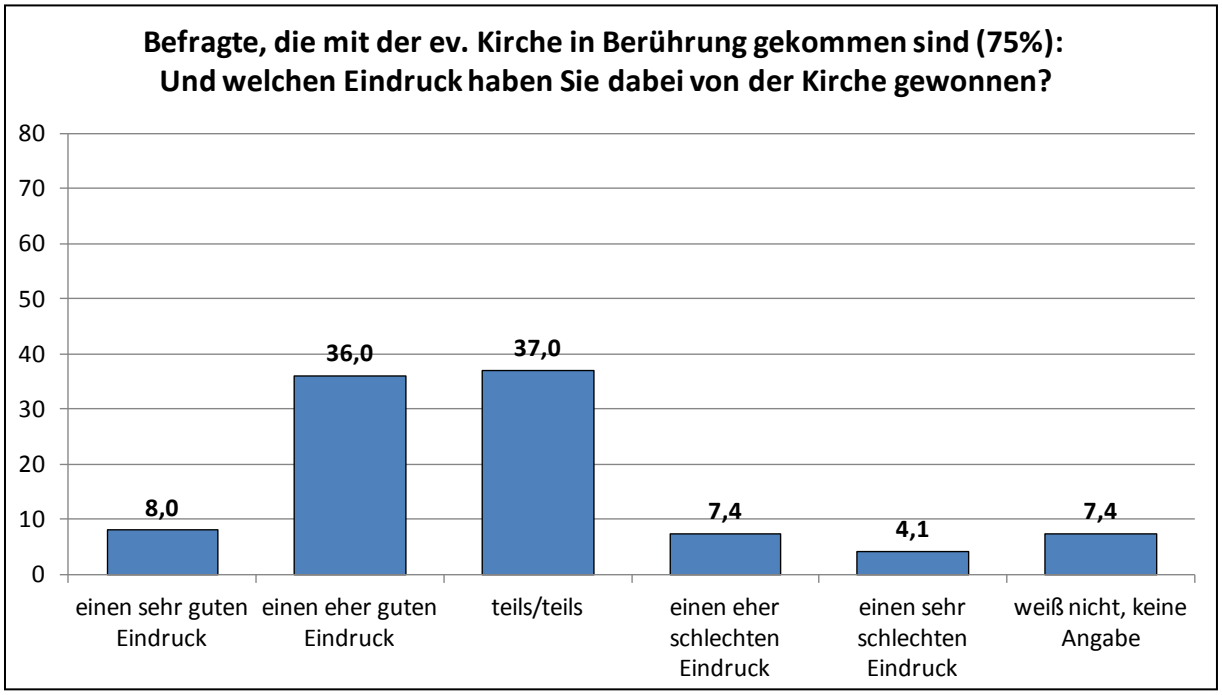


Selbst bei den nach eigener Sicht gar nicht Religiösen liegt der Anteil mit 72 Prozent kaum niedriger. Besonders häufig werden Kirchenbesichtigungen, Treffen mit Pfarrer/-innen anlässlich einer Taufe, Trauung oder Bestattung, Weihnachtsgottesdienste sowie Kirchenkonzerte genannt.

Insgesamt zeigt sich dabei die Tendenz, dass Berührungen mit der Kirche in höheren Alters- und Bildungsgruppen häufiger genannt werden: Unter den 18- bis 29-Jährigen antworten 69,6 Prozent entsprechend, unter den mindestens 70-Jährigen 87,1 Prozent; Befragte mit Volks- beziehungsweise Hauptschulabschluss zu 62,1 Prozent, Befragte mit Hochschulabschluss zu 89 Prozent.

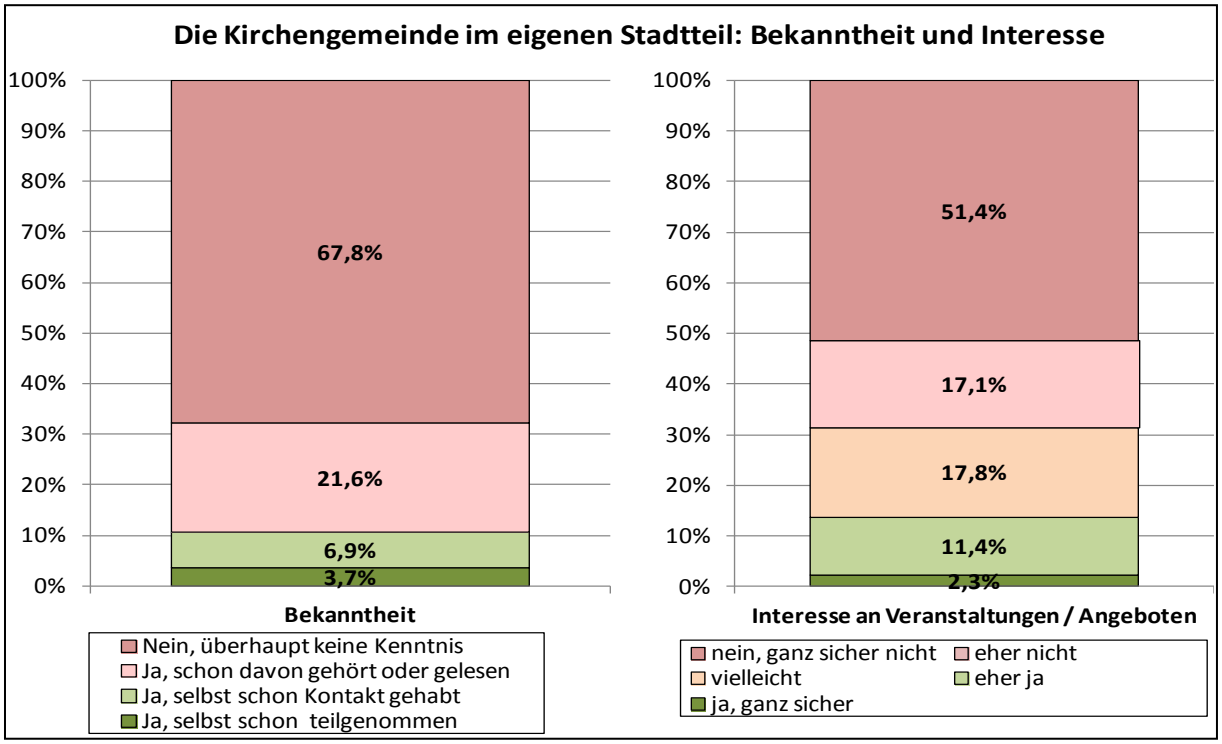
Zwar können solche Berührungen nicht unbedingt im Sinne einer kirchlichen Bindung interpretiert werden. Für diese Kontakte mögen vielmehr kulturelles Interesse, familiäre Bezüge oder auch Gestimmtheiten (Weihnachten) ausschlaggebend sein. Jedoch zeigen sie eindrücklich, dass eben nicht von einer grundsätzlichen Ablehnung, Gleichgültigkeit oder auch Scheu auszugehen ist.

Verstärkt wird diese Einschätzung noch, wenn man nach der Beurteilung dieser Berührungen fragt:



Mit 44 Prozent überwiegt deutlich der positive Eindruck. Nur 11,5 Prozent der schon immer Konfessionslosen gelangen (eher) zu einem negativen Urteil.

Völlig anders stellt sich die Ergebnislage dar, wenn die Bekanntheit der Kirchengemeinde im eigenen Stadtteil in den Fokus gerückt wird. Die ist den meisten nämlich unbekannt. ‚Nur' 10,6 Prozent geben an, dass sie zumindest schon einmal Kontakt hatten.



Auch hier zeigen sich die bereits oben angesprochenen Zusammenhänge: Mit zunehmendem Alter und höherem formalen Bildungsstand wächst auch die Bekanntheit der Kirchengemeinde.

Das Interesse an Veranstaltungen und Angeboten (Könnten Sie sich vorstellen, selbst an Veranstaltungen/Angeboten der Kirche in Ihrer Wohngegend teilzunehmen oder Einrichtungen der Kirche hier zu nutzen?) fällt im Vergleich dazu höher aus: Inklusive derjenigen, die dies mit der Antwort „vielleicht“ immerhin als Möglichkeit betrachten, geben sogar 31,5 Prozent zu erkennen, dass sie jedenfalls nicht abgeneigt sind. Für das Interesse kristallisiert sich vor allem ein Bildungseffekt heraus: Bei den Befragten mit Volks- beziehungsweise Hauptschulabschluss sinkt dieser Anteil auf ein Fünftel, bei denen mit Hochschulabschluss steigt er auf 42,1 Prozent.

Im Blick auf die Wahrnehmung und das Interesse der schon immer Konfessionslosen an der Kirchengemeinde im eigenen Stadtteil gilt es aber auch, eine wichtige Hürde zu überwinden: Bekanntheit und Interesse koppeln nämlich stark (Korrelation nach Kendall-Tau-b: 0,353) aneinander an – kurz: Wer keine Kenntnis von der Kirchengemeinde hat, entwickelt auch kein Interesse daran.

Stehen die schon immer Konfessionslosen der Kirche grundsätzlich ablehnend oder desinteressiert gegenüber?
Nein!

- Drei Viertel sind schon mit der evangelischen Kirche in Berührung gekommen. Dabei haben sie überwiegend einen guten Eindruck gewonnen.
- Die Kirchengemeinde im eigenen Stadtteil ist den meisten zwar weitgehend unbekannt. Aber ein knappes Drittel kann sich sogar eine Teilnahme an bzw. Nutzung von Angeboten vorstellen.
- Aus kirchlicher Sicht gilt es allerdings auch eine Hürde zu überwinden: Wer keine Kenntnis von der Kirchengemeinde hat, entwickelt auch kaum ein Interesse daran.

4. Lebensbewältigung

Ein zentrales Anliegen unserer Untersuchung war, einer Antwort auf die Frage näher zu kommen, worauf die in ihrem Selbstverständnis offenbar weitgehend nicht religiösen Konfessionslosen im Untersuchungsgebiet positiv Bezug nehmen, wenn es um die Lebensbewältigung, also den Umgang auch mit kontingenten Erfahrungen geht.

Heuristisches Modell: Weltsichten

Als heuristisches Modell für die Entwicklung eines empirischen Instrumentariums wurde der von Monika Wohlrab-Sahr und Friederike Benthaus Apel in der vierten Erhebung über Kirchenmitgliedschaft der EKD (KMU IV, 2006, 282ff) entwickelte „Weltsichten-Ansatz“ verwendet. Er geht in Anlehnung an Thomas Luckmann und Peter L. Berger unterschiedlichen Selbst- und Weltdeutungen als ‚Sinn gebenden Ordnungen‘

(„Weltansichten“) nach, differenziert dabei jedoch – nach der Luhmann’schen Gegenüberüberstellung von Immanenz und Transzendenz – zwischen religiöser und nicht religiöser Weltsicht als „unumgänglichem Unterscheidungskriterium“.

Der Ansatz konzipiert die Weltsichten in drei Dimensionen: 1. die Grenze als zentrales Merkmal von Religion, 2. die Zurechnung, d.h. der Bezug auf Ursachen beziehungsweise Verantwortlichkeiten und 3. die Ordnung, die das Erleben von Sinn- bzw. Planhaftigkeit und Ordnung beinhaltet.

Heuristisches Modell: Weltsichten-Ansatz

(Monika Wohlrab-Sahr, Friederike Benthaus-Apel, KMU IV (2006)

Weltsichten: Muster von Selbst- und Weltdeutungen vor dem Hintergrund konkreter Erfahrungen

- **Dimension der Grenze**
  - **immanente Perspektive** = ausschließlicher Bezug auf das, was Menschen selbst gestalten und rational erfassen können (z. B. naturwissenschaftliches Verständnis allen Lebens)
  - **explizit transzendente Perspektive** = Bezug auf Gott, auf etwas Unverfügbares
  - **mittlere Transzendenz** = kollektive oder universalistische Bezüge, die über die eigene Person hinausreichen, dabei aber auf keine grundlegend andere Erfahrungsdimension rekurrieren (z. B. Vorstellungen von Gemeinschaft oder Gerechtigkeit).
- **Dimension der Zurechnung**
  - **Selbstverantwortung**
  - **Soziale Aushandlungs-, Anpassungsprozesse**
  - **externe Kräfte** (Gott, Schicksal oder säkular: z.B. Staat)
- **Dimension der Ordnung** (Erleben von Sinn- bzw. Planhaftigkeit und Ordnung):
  - **Ordnung vs. Chaos / Unberechenbarkeit**
  - **Toleranz** (eigene Veränderung/Anpassung an veränderte Gegebenheiten)
- **Ergänzung: Dimension der Emotionen**

Die Dimensionen sind keineswegs im Sinne voneinander unabhängiger Deutungskategorien zu verstehen, sondern durchaus miteinander verbunden. So beinhaltet beispielsweise die explizit transzendente Perspektive auch eine Zurechnung und verweist zugleich auf eine ‚höhere‘ Ordnung.

Ergänzt wurde dieser auf Kognitionen ausgerichtete Ansatz um die Dimension der Emotionen, die ihrerseits auch an transzendente (z. B. Dankbarkeit, Demut) Bezüge anknüpfen können.

Der Vorzug dieses Ansatzes liegt vor allem darin, dass er ein ganzes Feld verschiedener Selbst- und Weltdeutungen umschreibt, in dem es eben nicht nur um die Gegenüberstellung von (mehr oder weniger) religiösen und nicht-religiösen Selbsteinschätzungen geht. Vielmehr sind darin gewissermaßen verschiedene Modi von Bezugnahmen und Plausibilisierungen für ganz unterschiedliche Deutungsgegenstände aufgehoben.

Vor dem Hintergrund unseres Untersuchungsinteresses an den Deutungen im Rahmen der Lebensbewältigung lassen sich auch Parallelen zur (sozial-) psychologischen Konzeption von kritischen Lebensereignissen mit den unterschiedlichen Copingstilen finden.

Operationalisierung

Konkrete Erfahrungen:

Was hat Sie besonders glücklich gemacht in Ihrem Leben?
Welche Erfahrungen waren besonders schwer für Sie, wo sind Sie an Ihre Grenzen geraten?

Und welche Gedanken spielten bei „erstgenannter Erfahrung“ für Sie eine Rolle?

Zuordnung von Aussagen zu Dimensionen:

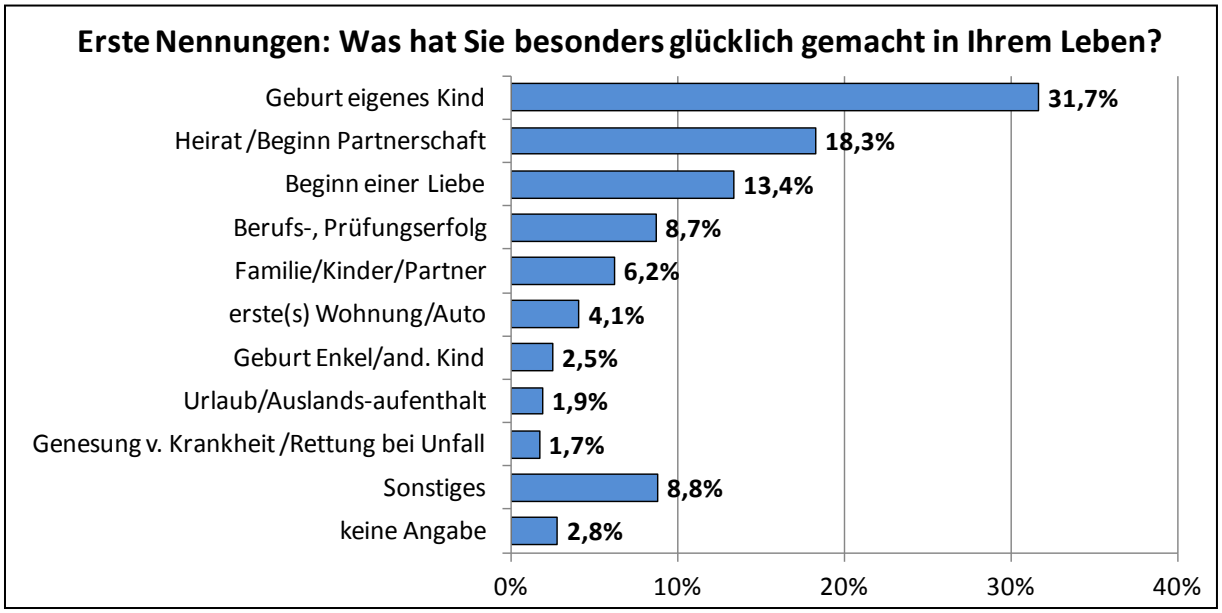
Grenze: **i**mmanent, **m**ittlere **T**ranszendenz, **e**xplizite **T**ranszendenz
Zurechnung: **selb**st, **soz**iale Aushandlung, **e**xtern
Ordnung: **O**rdnung, **Ch**aos, **T**oleranz

Welche der folgenden Gefühle waren für Sie mit „wichtigste Erfahrung“ verbunden?

Ergebnisse

„Glückserfahrungen“

Die Grafik zeigt die – nachträglich in Kategorien sortierten – Ergebnisse zu den ersten spontanen Antworten, die auf die offene Frage zu den „Glückserfahrungen“ gegeben wurden. Die daran anschließende Frage zu den damit verbundenen Gedanken bezog sich auf diese erstgenannten, zumeist konkreten Ereignisse.



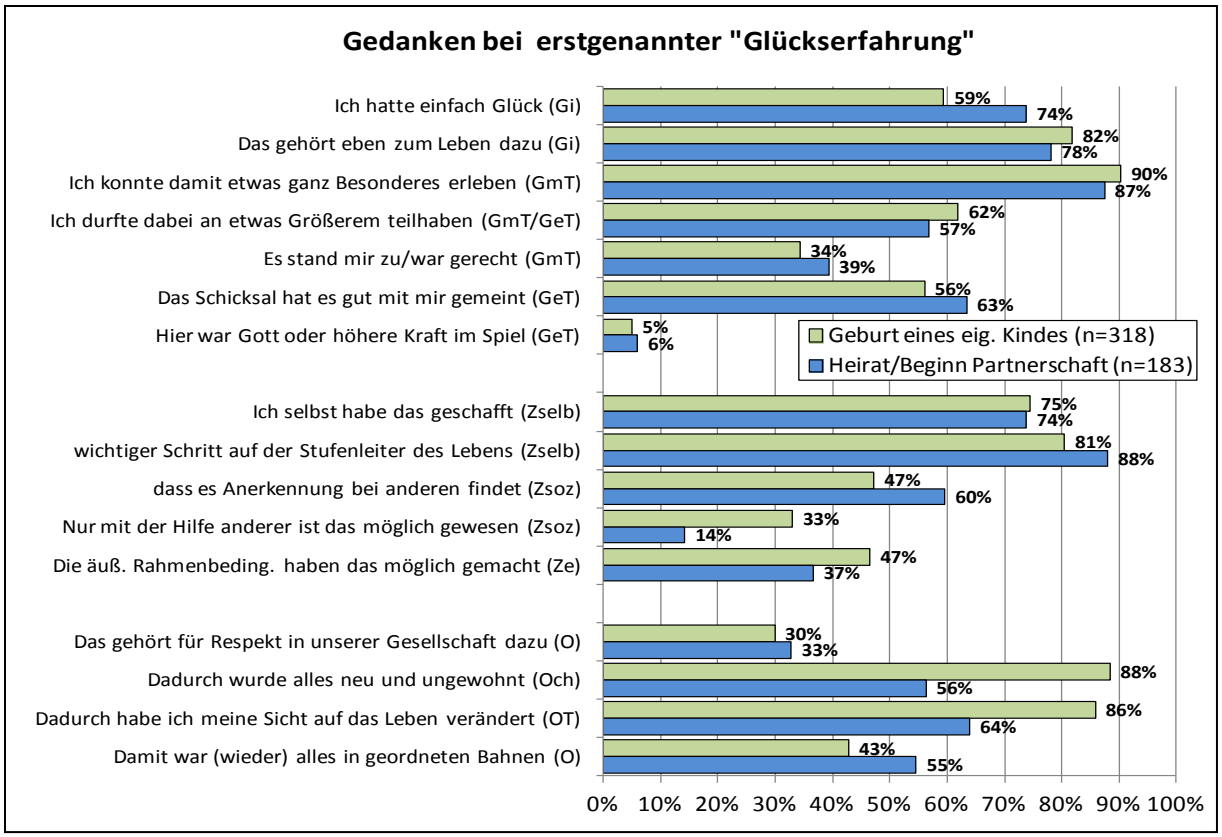
Insgesamt mochten oder konnten nur wenige Befragte (2,8%) keine Angabe zur „Glückserfahrung“ machen. Mit großem Abstand am häufigsten wurde die Geburt eines eigenes Kindes (31,7%) angeführt, gefolgt von der Heirat beziehungsweise dem Beginn einer Lebenspartnerschaft (18,3%). Beide Ereignisse zählen zu den sozial weitgehend geteilten, also üblichen Stationen oder Übergängen im Lebenslauf.

Häufiger wurden auch der Beginn einer Liebe (13,4%), ein Prüfungs- beziehungsweise Berufserfolg (8,7%, darunter mehrfach: Berufseinstieg) als „Glückserfahrung“ beschrieben – und dies im Unterschied zu den oben genannten Ereignissen vornehmlich von Jüngeren.

Die entwickelten Antwortvorgaben für die möglichen Deutungen dieser „Glückserfahrungen“ – entsprechendes gilt auch für die „schweren Erfahrungen“ – orientieren sich an der Abdeckung der jeweiligen dimensionsbezogenen Deutungsvarianten, verstehen sich dabei aber nicht – wie auch im Ansatz selbst – durchgehend als exakt auf nur eine Dimension bezogen. So verweist zum Beispiel die für die Dimension Grenze formulierte Aussage mittlerer Transzendenz „Es stand mir zu/war gerecht“ gleichzeitig auf eine Ordnung, wie auch die für die Dimension Zurechnung formulierte Selbstzuschreibung „Damit habe ich einen wichtigen Schritt auf der Stufenleiter des Lebens gemacht“. Die Formulierung „Das gehört dazu, wenn man in unserer Gesellschaft Respekt erfahren will“ betrifft nicht nur die Dimension Ordnung sondern lässt auch eine soziale Zurechnung erkennen.

Im Anschluss an die Beantwortung wurde noch die offene Frage nach anderen beziehungsweise weiteren Gedanken gestellt: Drei bis fünf Prozent der Befragten haben diese Möglichkeit bei „Glückserfahrungen„ beziehungsweisen „schweren Erfahrungen“ genutzt.

In der Grafik sind die Ergebnisse für die beiden am häufigsten genannten Ereignisse, Geburt eines eigenen Kindes und Heirat/Beginn einer Lebenspartnerschaft wiedergegeben.



Bei der Grenzdimension erreicht die Aussage zur mittleren Transzendenz „Ich konnte damit etwas ganz Besonderes erleben“ die höchste Zustimmung – und zwar bei beiden Erfahrungen. Erst danach folgt mit „Das gehört eben zum Leben dazu“ an zweiter Stelle eine immanente Deutungsvariante. Besonders bemerkenswert ist, dass selbst die explizit transzendente Variante „Das Schicksal hat es gut mit mir gemeint“ auf mehrheitliche Zustimmung trifft.

Für eine Darstellung der Faktorenanalysen zu den jeweiligen Deutungen – die für jedes Ereignis eigene Strukturen ergeben, ist hier kein Raum. Allerdings sei erwähnt, dass diese Aussage beim Ereignis Geburt zusammen mit der immanenten Formulierung „Ich hatte einfach Glück“ einen eigenen Faktor bildet. Bei Heirat / Beginn Partnerschaft lädt sie zusammen mit den Aussagen „Anerkennung bei anderen“, „Hilfe anderer“ und „die äußeren Rahmenbedingungen haben das möglich gemacht“ (Dimension Zurechnung) auf einem Faktor. Mit diesen Kombinationen stellt sich die Frage nach der Interpretation des Begriffs „Schicksal“ durch die Befragten selbst: Sie scheint offenbar kaum im Sinne einer expliziten Transzendenz zu erfolgen.

Kommt jedoch „Gott ins Spiel“, reagieren die schon immer Konfessionslosen wie aus vielen Untersuchungen bekannt: Mit fünf beziehungsweise sechs Prozent bestätigen nur sehr wenige, dass dieser Gedanke für sie eine Rolle gespielt hat: Unter ihnen dominieren – im Unterschied zu den anderen Aussagen – diejenigen, die sich als zumindest etwas religiös einstufen.

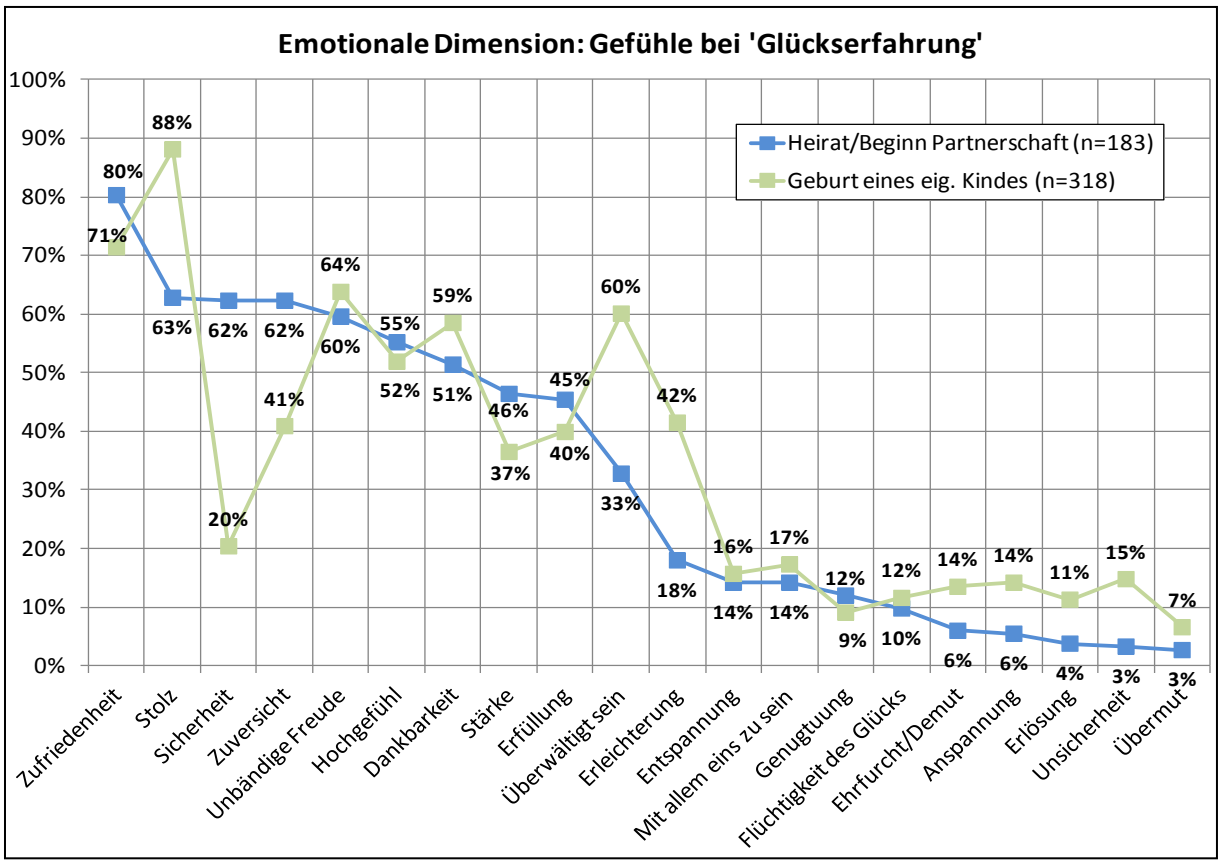
Bei den Aussagen zur Dimension Zurechnung lassen sich deutliche Abweichungen in den Reaktionen auf das jeweilige Ereignis erkennen: Während die „Anerkennung bei anderen“ bei dem Ereignis Heirat /Beginn Partnerschaft mit 60 Prozent von einer klaren Mehrheit

veranschlagt wird, spielt dieser Gedanke im Zusammenhang mit der Geburt nur für knapp die Hälfte eine Rolle. Umgekehrte Relationen ergeben sich bei den insgesamt erheblich niedrigeren Werten für „die Hilfe anderer“ und die „ermöglichenden Rahmenbedingungen“: Im Zusammenhang mit der Geburt eines eigenen Kindes werden diese Bezüge wesentlich häufiger gesehen, auch wenn – wie bei Heirat / Beginn Partnerschaft – die Selbstzurechnungen („Ich selbst habe das geschafft“, „Damit habe ich einen wichtigen Schritt … gemacht“) an vorderster Stelle stehen.

Eher zurückhaltend fällt die Zustimmung aus, wenn es in der Dimension Ordnung um die Frage geht, ob diese Ereignisse – oder hier vielleicht besser: Lebensstationen – dazu gehören, „wenn man in unserer Gesellschaft Respekt erfahren will“. Nur jeweils ein (knappes) Drittel stimmt diesem normativen Verständnis zu, während die damit erreichten, in dieser Hinsicht weicher formulierten – „geordneten Bahnen“ größeren Zuspruch finden.

Schließlich unterscheiden sich die Wahrnehmungen zur Geburt eines eigenen Kindes und zu Heirat / Beginn Partnerschaft in einem Punkt besonders deutlich: Wird erstere von den allermeisten tatsächlich als regelrechte Umbruchsituation erfahren („dadurch wurde alles neu und ungewohnt“, 88 %), die erhebliche Anpassungsleistungen erfordert hat („Dadurch habe ich die Sicht auf mein Leben verändert“, 86 %), fallen die Reaktionen bei Heirat /Beginn Partnerschaft (56 %, 64 %) im Vergleich dazu doch eher geteilt aus.

Ähnliches lässt sich auch bei den Angaben zur emotionalen Dimension erkennen: Vor allem Stolz, aber auch Überwältigt sein sowie Erleichterung stehen beim Ereignis Geburt viel stärker im Vordergrund als bei Heirat / Beginn Partnerschaft, während das Gefühl der Sicherheit sehr viel seltener vorkommt.

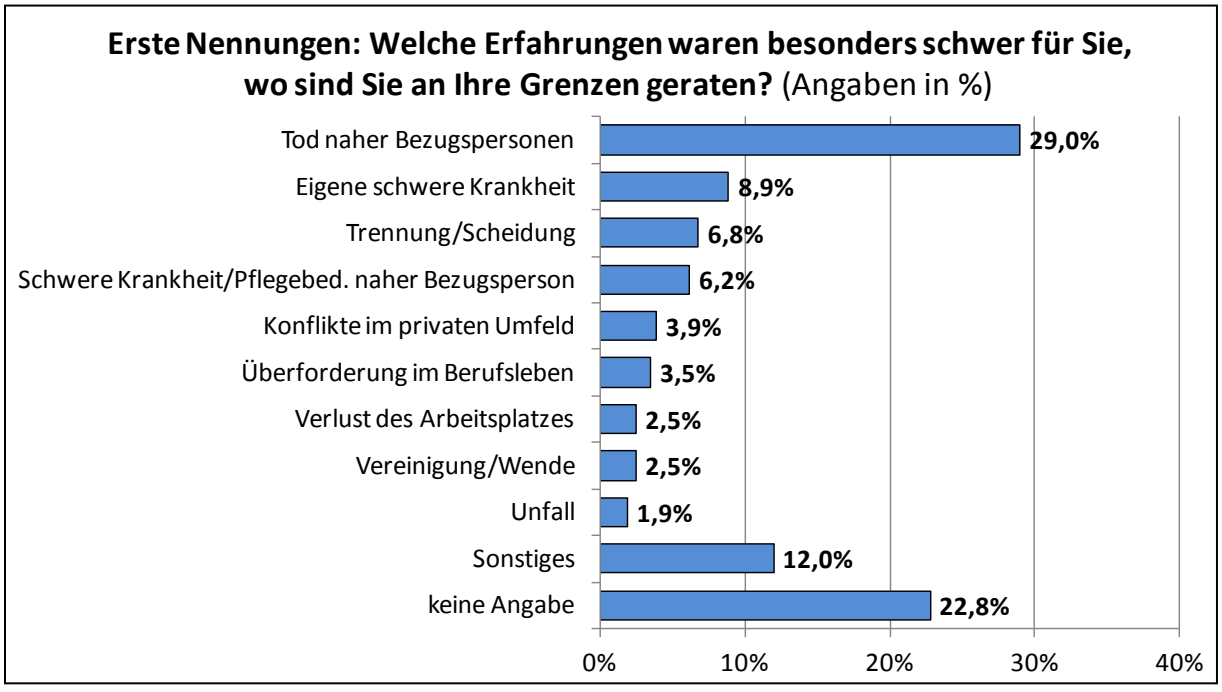


Beachtlichen beziehungsweise sogar mehrheitlichen Zuspruch erreichen mit Zuversicht, Erfüllung und Dankbarkeit auch Gefühle, denen zumeist eine religiöse Konnotation attestiert wird – gerade das Empfinden von Dankbarkeit erfordert geradezu den Bezug auf ein transzendentes Gegenüber. Dennoch werden diese Gefühle unabhängig vom subjektiven Bezug zur Religion als treffender Ausdruck der eigenen Empfindungen wahrgenommen.

Zu den eher selten genannten Gefühlen zählen die Formulierung „Mit allem eins zu sein“ – im mehrdimensionalen Modell der Religiosität nach Stefan Huber (u. a. im Religionsmonitor 2008) als pantheistische Variante der religiösen Erfahrung definiert, Ehrfurcht/Demut und Erlösung. Dabei werden letztere noch häufiger mit dem Ereignis „Geburt“ in Verbindung gebracht als mit „Heirat / Beginn Partnerschaft“. Selbst unter den Wenigen, die hier überhaupt etwas mit diesen Gefühlen anfangen können, sind noch mehrheitlich Befragte vertreten, die einen religiösen Bezug für sich selbst ablehnen. Auch bei der emotionalen Dimension stellt sich damit die Frage nach der Deutung der verwendeten Begriffe.

„Schwere Erfahrungen“

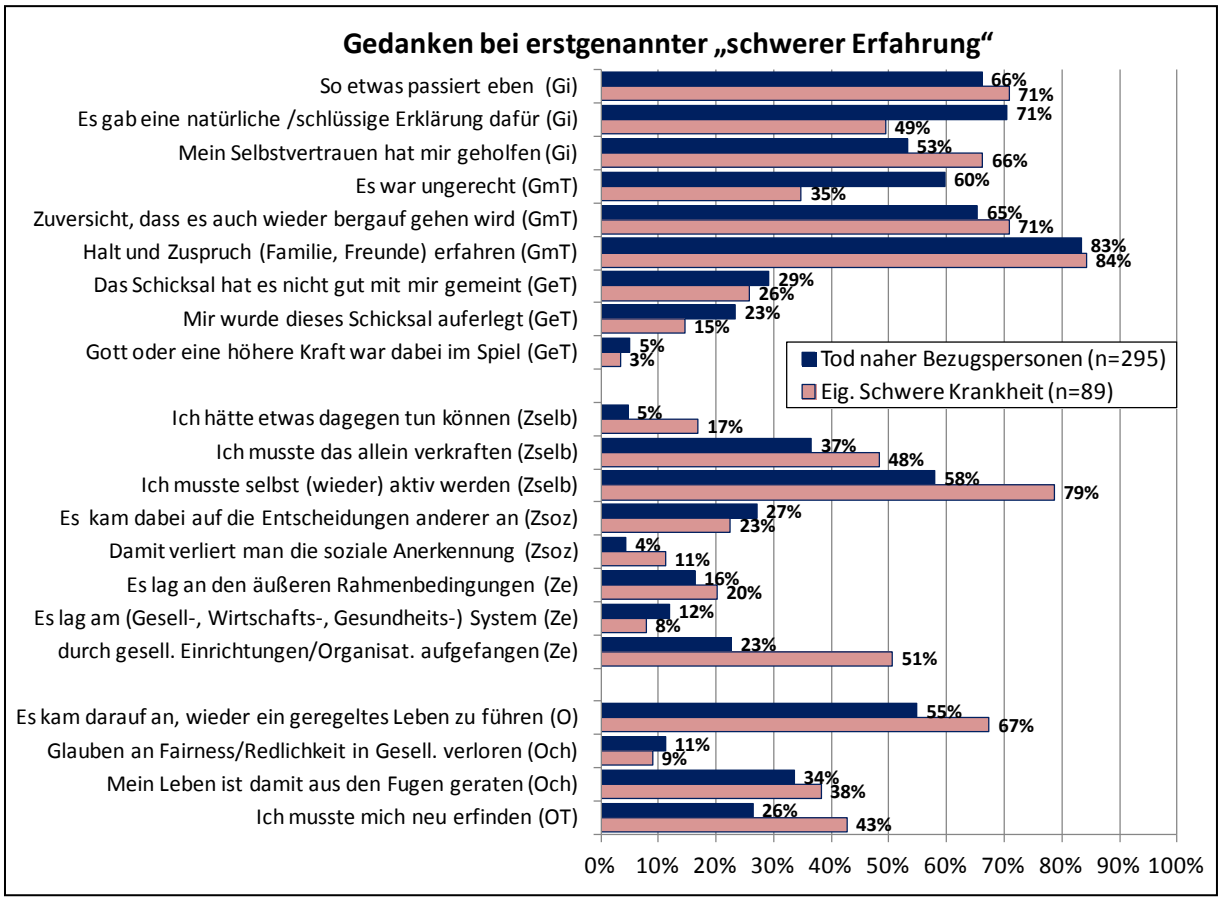
Bei den schweren Erfahrungen steht der Tod naher Bezugspersonen mit großem Abstand an erster Stelle der offenen Nennungen (29 %), gefolgt von eigener schwerer Krankheit (8,9 %). Beide Erfahrungen werden zu den kritischen Lebensereignissen der zweiten Lebenshälfte gerechnet. Allerdings sind in unserer Befragung auch die jüngeren Altersgruppen zu beachtlichen Teilen vertreten: Unter denen, die den Tod naher Bezugspersonen erlebt haben, sind 47 Prozent jünger als 49 Jahre (20 % unter 30 Jahren); bei der eigenen schweren Krankheit 34 Prozent (12 Prozent unter 30 Jahren). Das Durchschnittsalter liegt bei der Erfahrung „Tod naher Bezugspersonen“ mit 49,1 Jahren dicht beim Gesamtschnitt (48,8 Jahre), bei der der eigenen schweren Krankheit mit 54,7 Jahren deutlich darüber.



Die Fallzahlen der anderen ersten Nennungen schwerer Erfahrungen sind für eine weitere quantitative Auswertung leider zu niedrig. Auffallend hoch ist demgegenüber der Anteil

derjenigen, die keine Angabe machen konnten oder wollten. Sie haben mit 45 Jahren das geringste Durchschnittsalter, 58 Prozent sind jünger als 50 Jahre (26 % unter 30 Jahren): Die im Schnitt deutlich kürzere Spanne der bereits durchlebten Jahre scheint also zumindest ein Grund dafür zu sein, dass keine solche Erfahrung erinnert wird.

Unter den vorgegebenen Deutungen der schweren Erfahrungen „Tod naher Bezugspersonen“ und „schwere Krankheit“ erreicht der erfahrene „Halt und Zuspruch“ in der Familie beziehungsweise bei Freunden die breiteste Zustimmung – und dies gilt nicht nur für die Aussagen zur Grenzdimension, sondern überhaupt: Mehr als vier Fünftel geben an, dass dieser – zur mittleren Transzendenz formulierte – Gedanke eine Rolle für sie gespielt hat. Auch die – ebenfalls dieser Deutungsvariante zugeordnete – „Zuversicht, dass es wieder bergauf gehen wird“ bestätigt jeweils eine klare Mehrheit (65 % / 71%). Praktisch deckungsgleich mit diesen Werten sind die jeweiligen Anteile für die immanente Variante „So etwas passiert eben“. Schon an dieser Stelle wird deutlich, dass immanente Deutungen und solche mittlerer Transzendenz aus Sicht der Befragten keine einander ausschließenden Alternativen darstellen.
Größere Differenzen in den Reaktionen sind bei den immanenten Aussagen „Es gab eine natürliche/schlüssige Erklärung dafür“ und „Mein Selbstvertrauen hat mir geholfen“ sowie bei „Es war ungerecht“ als Aussage mittlerer Transzendenz zu erkennen: Im Blick auf den „Tod naher Bezugspersonen werden sowohl die „natürliche/schlüssige Erklärung“ als auch das Ungerechtigkeitsempfinden von jeweils klaren Mehrheiten veranschlagt, während dies bei der Krankheitserfahrung nicht der Fall ist. Bei ihr steht – umgekehrt – das hilfreiche „Selbstvertrauen“ höher im Kurs. In diesen Abweichungen dokumentiert sich, dass solche Deutungen eben auch an die jeweiligen konkreten Erfahrungen gebunden sind.



Im Unterschied zu den „Glückserfahrungen“ wird dem Schicksal als explizit transzendent definierter Größe bei beiden Negativerfahrungen eher selten eine Bedeutung beigemessen. Dabei erhält die – spiegelbildlich formulierte – Aussage „Das Schicksal hat es nicht gut mit mir gemeint“ mit jeweils mehr als einem Viertel zustimmender Voten noch etwas größeren Zuspruch als der weitergehende Bezug auf eine handelnde Instanz, die dieses „Schicksal auferlegt“ hat. Wie schon bei den „Glückserfahrungen“ verbinden nur die Allerwenigsten mit diesen schweren Erfahrungen einen Gedanken an „Gott“. Und auch hier dominieren unter ihnen – abweichend von den explizit transzendenten Aussagen zum Schicksal – die zumindest etwas Religiösen.

Angemerkt sei an dieser Stelle, dass in den auch zu diesen beiden Erfahrungen insgesamt unterschiedlich strukturierten Faktorenanalysen immanente Aussagen mit denen mittlerer Transzendenz, Aussagen mittlerer mit denen expliziter Transzendenz kombiniert sind – bei einer Ausnahme „Gott hatte dabei seine Hand im Spiel“ bildet bei dem erfahrenen Tod naher Bezugspersonen einen eigenen, unabhängigen Faktor (ohne Nebenladungen). Bei der Erfahrung einer schweren Krankheit ist diese Aussage mit der Zurechnung „Ich musste das allein verkraften“ und dem Verlust des Glaubens daran, „dass es in unserer Gesellschaft fair/redlich zugeht“ kombiniert – eine schlüssige inhaltliche Interpretation liegt hier jedoch nicht gerade auf der Hand.

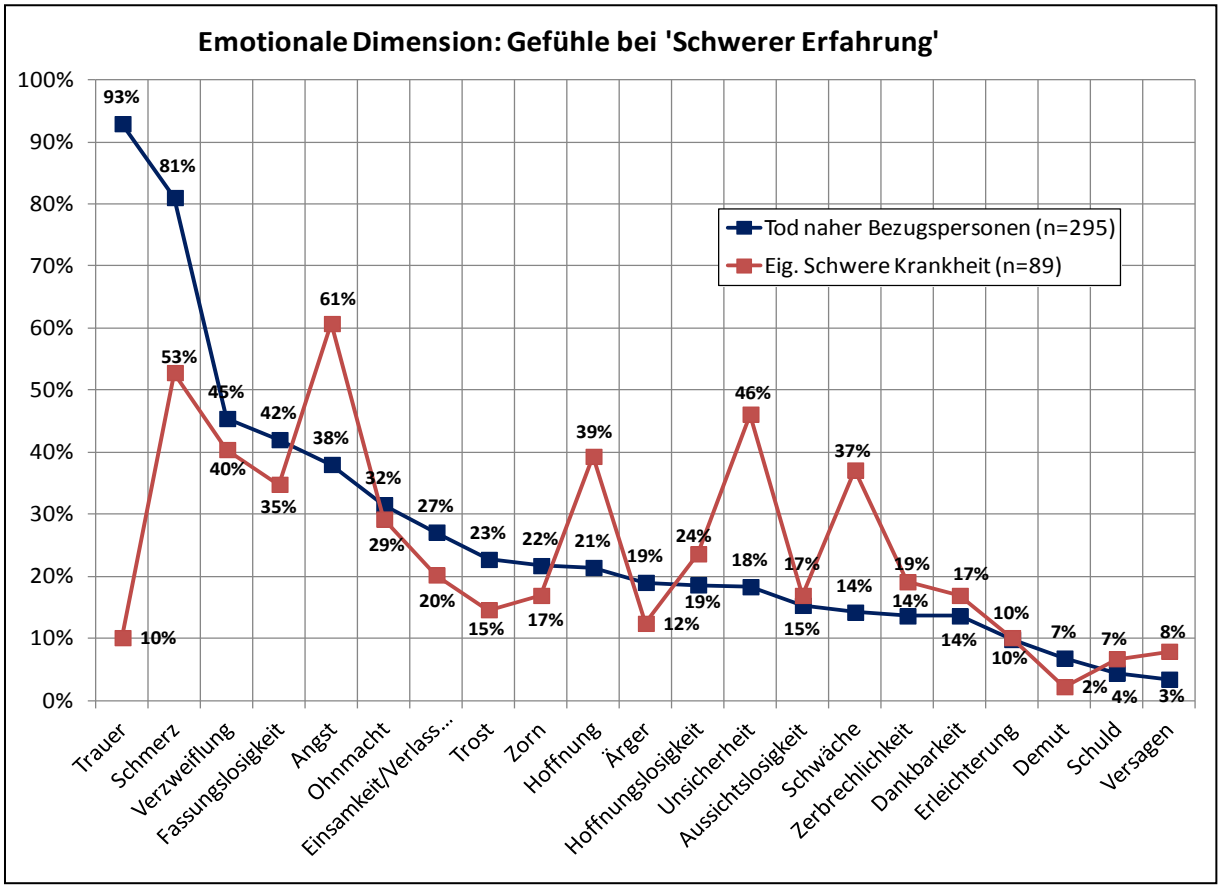
Bei der Dimension Zurechnung steht insgesamt eher der Bezug auf die eigene Person (Selbstverantwortung) im Vordergrund, und das bei der Erfahrung einer schweren Krankheit noch häufiger als beim Tod naher Bezugspersonen. Besonders auffallend wird dieser Unterschied, wenn es dabei um die – auch im Wortsinne – aktive ‚Bewältigung‘ geht: Mit 79 Prozent erreicht die Aussage „Ich musste selbst wieder aktiv werden“ im Zusammenhang mit der Erfahrung einer schweren Krankheit die zweithöchste Zustimmung überhaupt, in Bezug auf den Tod naher Bezugspersonen antworten ‚nur‘ 58 Prozent entsprechend. Besonders eindrücklich fällt der Unterschied bei einer externen Zuschreibung aus, die auch eine gesellschaftliche Handlungsrelevanz ausweist: „Ich durfte erfahren, dass es gesellschaftliche Einrichtungen / Organisationen gibt, die einen in dieser Situation auffangen“. Mehr als die Hälfte derjenigen, die eine schwere Krankheit erfahren haben, bestätigt dies; aber nur knapp ein Viertel im Zusammenhang mit dem Tod naher Bezugspersonen.

Jeweils eine Mehrheit betont bei den Deutungsvarianten der Ordnungsdimension das Ziel, „wieder ein geregeltes Leben zu führen“ und unterstreicht damit, dass diese Krisenerfahrungen zunächst den Lebensalltag außer Kraft gesetzt haben. Jedoch geht nur etwas mehr als ein Drittel soweit, damit auch das ganze Leben als „aus den Fugen geraten“ zu bezeichnen. Die gewissermaßen darauf antwortende Anpassung „Ich musste mich neu erfinden“ findet unter denen mit einer Krankheitserfahrung mit 44 Prozent erheblich breitere Zustimmung als bei denen, die den Tod einer nahen Bezugsperson verkraften mussten (26 %).

Mit Trauer und Schmerz treffen die gängigen Gefühlsbeschreibungen für Hinterbliebene naher Bezugspersonen bei den meisten (93 %/81%) auch die Empfindungen im Kontext dieser konkreten Erfahrung.

Alle anderen Gefühlsvarianten der emotionalen Dimension stehen weit dahinter zurück. Dies gilt auch für den Trost, der als Gefühlsausdruck für eine gelungene Bewältigung steht: Nur ein knappes Viertel gibt an, ihn gefunden zu haben.

Im Fall der erlittenen schweren Krankheit ergibt sich ein anderes Bild der Ergebnisse. Hier steht die Angst – bei einer mit 61 Prozent deutlich weniger imposanten Mehrheit – an erster Stelle, gefolgt vom Schmerz (53 %), der hier wahrscheinlich auch andere Qualitäten hat als in Verbindung mit dem Tod naher Bezugspersonen. Mit Unsicherheit, Hoffnung und Schwäche finden – neben der Angst – vor allem solche Gefühle eine erheblich größere Resonanz als beim Tod naher Bezugspersonen, die Signale für den noch ungewissen Ausgang des Krankheitsgeschehens in sich tragen.



Hoffnung und Dankbarkeit sowie das nur sehr selten geäußerte Gefühl Demut, aber auch Schuld und Versagen lassen sich als religiös affine Empfindungen verstehen: Jedoch finden sich – wie schon bei den „Glückerfahrungen“ keine Hinweise, dass darauf eher jene reagieren, die ein zumindest etwas religiöses Selbstverständnis haben oder an ein höheres Wesen / eine geistige Macht glauben.

Weltsichten und Lebenszufriedenheit

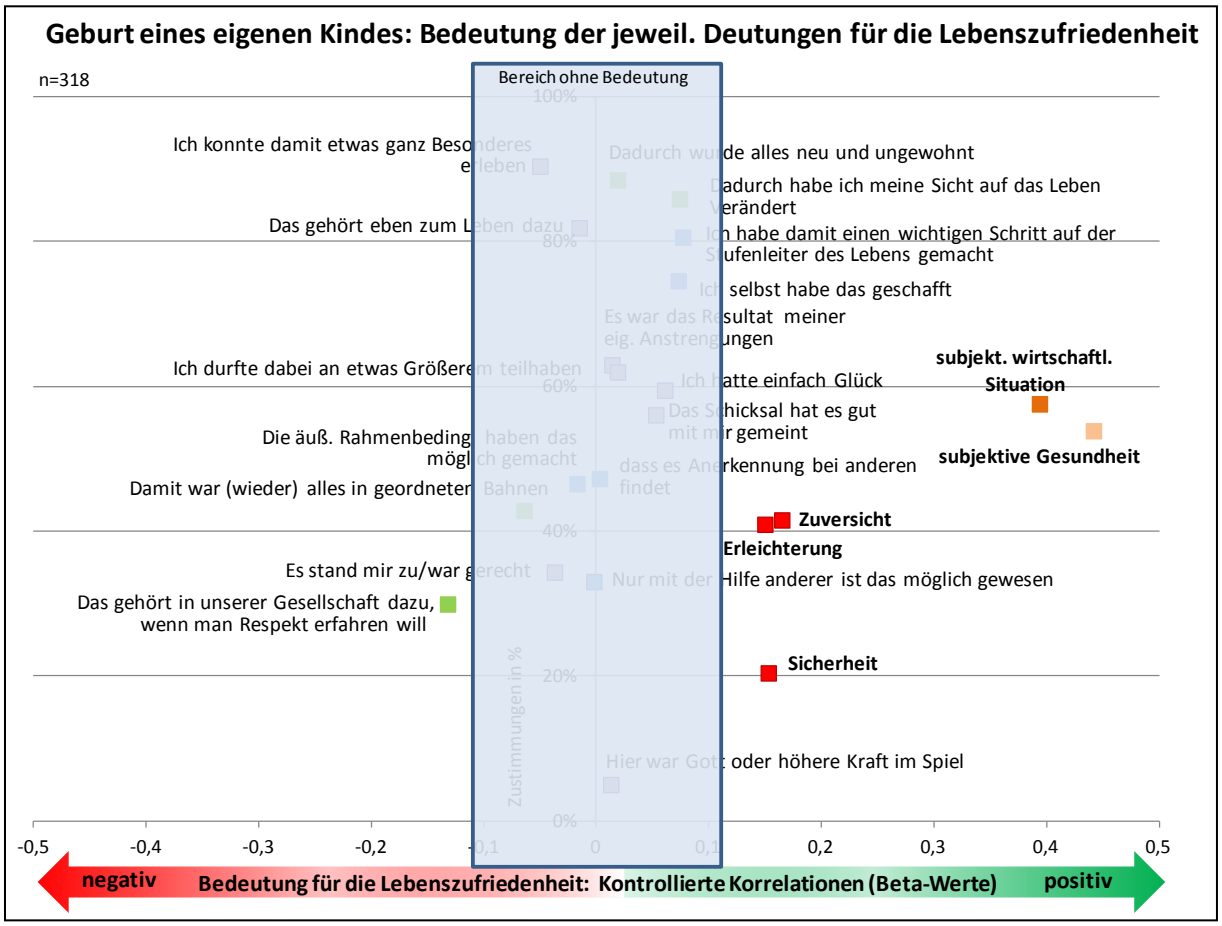
Frage: Tragen die Selbst- und Weltdeutungen zu diesen konkreten Erfahrungen etwas aus, wenn es um die Lebensbewältigung geht?

Antworten darauf wurden aus den Effekten bei der aktuellen Lebenszufriedenheit ermittelt.

Für jede Deutungsvariante wurden – nach Alter, Bildung und Geschlecht[2] – kontrollierte Korrelationen (multiple Regressionsanalysen) durchgeführt. Auf der Y-Achse (Vertikale) der Grafik sind noch einmal die Prozentwerte der jeweiligen Zustimmungen abgetragen, auf der X-Achse (Horizontale) die Betawerte der Analyse (Korrelationen der jeweiligen Deutungen mit der Lebenszufriedenheit). Anzumerken ist, dass die aktuelle Lebenszufriedenheit in den Interviews weit vor den Selbst- und Weltdeutungen abgefragt wurde.

Erstes Beispiel: Geburt eines eigenen Kindes

In den Ergebnissen zur „Glückserfahrung“ Geburt zeigt sich, dass die meisten Deutungsvarianten keinerlei Relevanz im Blick auf die Lebenszufriedenheit entfalten. Ausschließlich für die – der Ordnungsdimension zugeordneten – Aussage „Das gehört dazu, wenn man Respekt in unserer Gesellschaft erfahren will“ wird ein signifikanter und dabei negativer Effekt nachgewiesen: Wer mit der Geburt des eigenen Kindes diese Orientierung an gesellschaftlichen Normen verbindet, ist weniger zufrieden. Größere und dabei positive Effekte ergeben sich für die emotionale Dimension: Zuversicht, Erleichterung und Sicherheit tragen zur Lebenszufriedenheit bei.



Man darf dabei allerdings nicht außer Acht lassen, dass die bereits zu Beginn erwähnte Bedeutung von subjektiver Gesundheit und subjektiver wirtschaftlicher Situation weitaus

[2] Die Analysen wurden auch unter gleichzeitiger Berücksichtigung des zeitlichen Zurückliegens der jeweiligen Erfahrung sowie der subjektiven Religiosität durchgeführt. Beide Aspekte bleiben ohne Effekt.

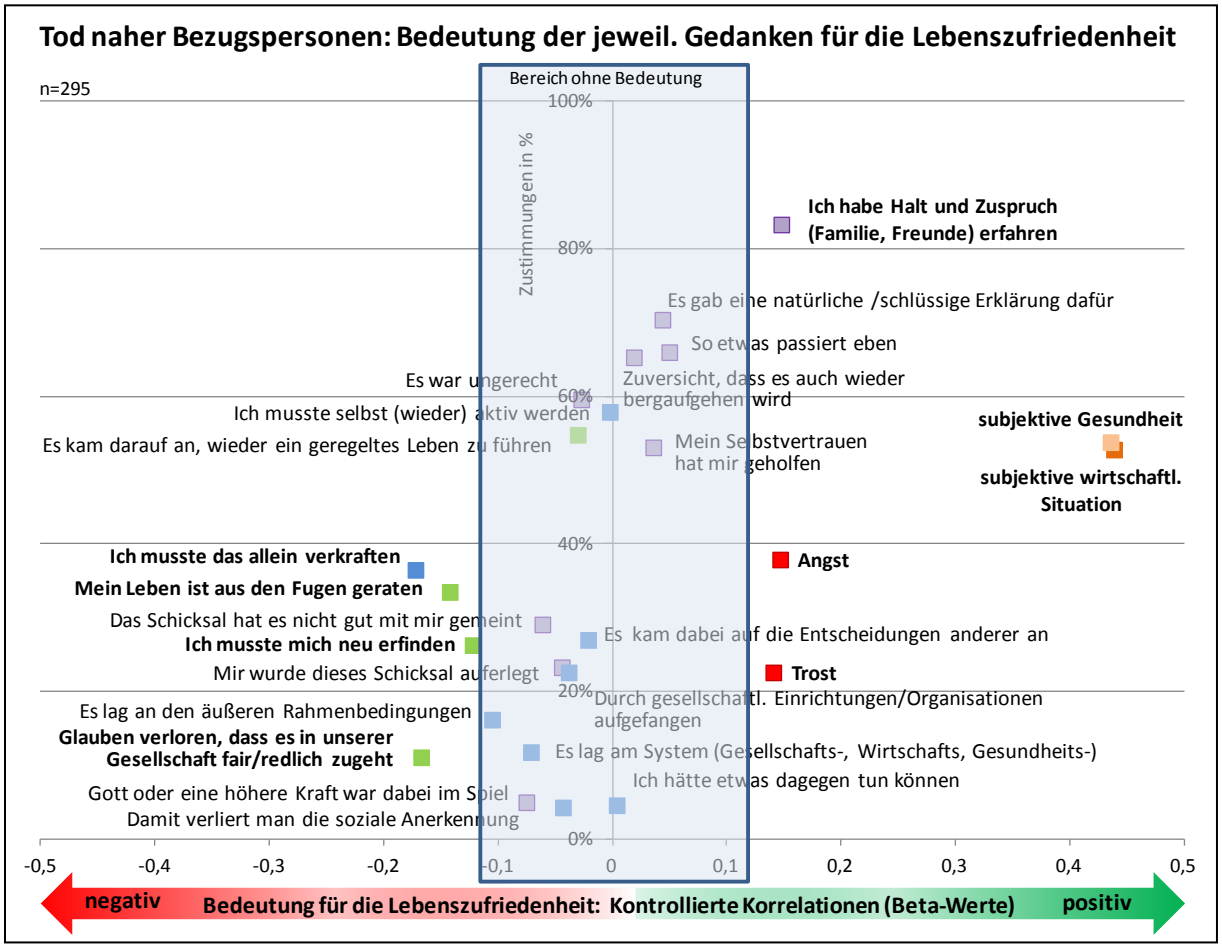
stärker bei der Lebenszufriedenheit zu veranschlagen ist. Immerhin: Selbst dann, wenn man auch diese Aspekte in die Analyse einbezieht, bleibt der positive Effekt der Erleichterung erhalten.

Zweites Beispiel: Tod naher Bezugspersonen

Bei dieser schweren, also auch im geläufigen Sinne krisenhaften Erfahrung, zeigen sich für mehrere Deutungsvarianten signifikante Effekte. Darunter befindet sich auch eine Aussage der Grenzdimension, nämlich der zur mittleren Transzendenz formulierte in der Familie oder bei Freunden erfahrene „ Halt und Zuspruch“: Er trägt positiv zur Lebenszufriedenheit bei.

Gleich mehrere Aussagen weisen Negativeffekte bei der Lebenszufriedenheit aus: „Ich musste das allein verkraften“ (Zurechnung) – gewissermaßen als Gegenpol zum erfahrenen „Zuspruch“, „Mein Leben ist aus den Fugen geraten“, „Ich musste mich neu erfinden“ und „ich habe den Glauben daran verloren, dass es in unserer Gesellschaft fair/redlich zugeht“ – alle drei Aussagen wurden für die Ordnungsdimension formuliert. Mit diesen Deutungen scheint jedwede Verlässlichkeit im eigenen Lebenszusammenhang außer Kraft gesetzt.

Dabei fällt auf, dass auch die Deutung „Ich musste mich neu erfinden“, die für vollzogene Anpassungsleistungen steht, ihre Relevanz nicht im positiven Sinne einer gelungenen Neufindung der Identität, sondern negativ, im Sinne einer belastenden Anpassung an den nun reduzierten ‚Lebensraum‘ interpretiert wird.



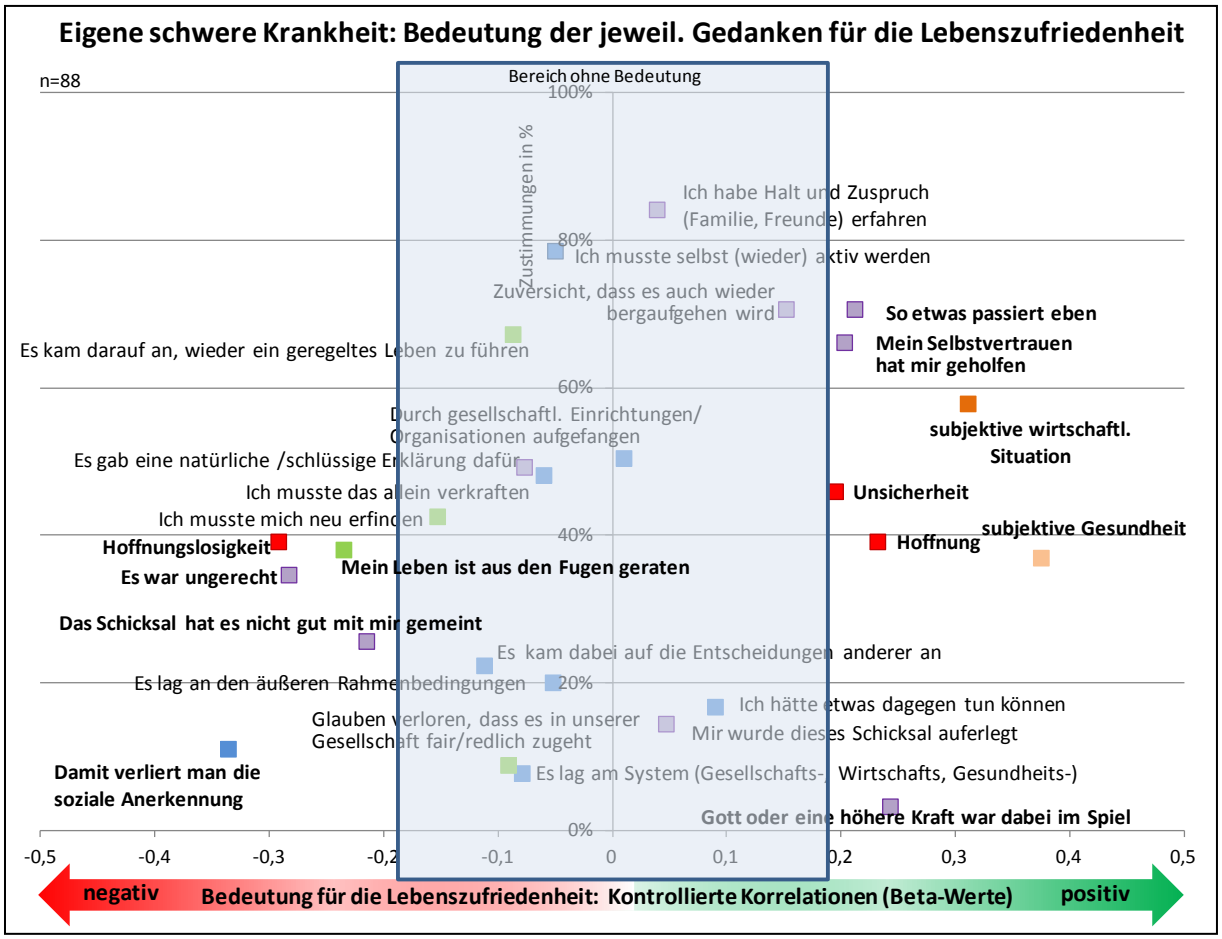
Auch im Kontext des erfahrenen Todes naher Bezugspersonen hat die emotionale Dimension eigene Bedeutung für die Lebenszufriedenheit: Angst und Trost leisten – beide – eine positiven Beitrag. Im Blick auf die Angst irritiert dieses Ergebnis: Möglicherweise lässt sich dies in der Auslegung „die Angst liegt nun hinter mir“ verstehen.

Unter Berücksichtigung von subjektiver Gesundheit und wirtschaftlicher Lage bleiben die Effekte der Aussagen: „Ich musste das allein verkraften“, „Ich habe den Glauben an eine faire/redliche Gesellschaft verloren“ und des Gefühls „Trost“ erhalten.

Drittes Beispiel: Eigene schwere Krankheit

Insgesamt gesehen fallen die Effekte der Deutungsvarianten im Zusammenhang mit der Erfahrung einer eigenen schweren Krankheit am deutlichsten aus. Es ist nicht auszuschließen, dass bei einer höheren Fallzahl auch die bei weiteren Deutungen erreichten Werte für einen Signifikanznachweis ausgereicht hätten.

Vorwegzuschicken ist, das hier – im Unterschied zu den bisher vorgestellten Beispielen – praktisch durchgehend der formale Bildungsstand zu veranschlagen ist. Höhere Bildung trägt – im Kontext einer solchen Krankheitserfahrung – zur Lebenszufriedenheit bei.



Anders als bei den vorigen Erfahrungen kommen gleich mehrere Deutungen der Grenzdimension zum Zuge: Positive Beiträge zur Lebenszufriedenheit leisten die immanenten Aussagen „So etwas passiert eben“ und „Mein Selbstvertrauen hat mir

geholfen“. Beachtlich ist, dass auch die ja überwiegend von den zumindest etwas Religiösen gewählte explizit transzendente Aussage „Gott oder eine höhere Kraft war dabei im Spiel“ einen positiven Effekt hat. Die wenigen (!), die dem zustimmen, sind zufriedener.

Negative Effekte lassen sich für „Es war ungerecht“ (mittlere Transzendenz) und „Das Schicksal hat es nicht gut mit mir gemeint“ (explizite Transzendenz) erkennen. Beide weisen zugleich auch auf eine externale Kontrollüberzeugung hin: Eine Ordnung, die nicht eingehalten wurde (ungerecht) und das Schicksal als externe Instanz (Zurechnung).

Desweiteren kommt auch bei der Krankheitserfahrung die außer Kraft gesetzte ‚Lebensordnung‘ („Mein Leben ist aus den Fugen geraten“) – negativ – zum Zuge.

Den stärksten Effekt unter allen Deutungsvarianten aber hat die Wahrnehmung „Damit verliert man die soziale Anerkennung“ (Zurechnung). Mit diesem Verlust ist die bittere Erfahrung sozialer Ausgrenzung verbunden, und sie schlägt sich sehr deutlich in der Lebenszufriedenheit nieder.

Von der emotionalen Dimension sind positiv die Gefühle Unsicherheit und Hoffnung, negativ die Hoffnungslosigkeit vertreten: Ohne eine – wenn auch unsichere – positive Perspektive fällt die Zufriedenheit schlechter aus.

Unter zusätzlicher Berücksichtigung der subjektiven Gesundheit und der wirtschaftlichen Lage bleiben die Negativeffekte von „Es war ungerecht“; „Damit verliert man die soziale Anerkennung“ und der empfundenen „Hoffnungslosigkeit“ erhalten.

Fragen und Folgerungen zum verwendeten Weltsichten-Ansatz:

- Dimension Grenze: Sind die Selbst- und Weltdeutungen der – definitorisch festgelegten – mittleren und expliziten Transzendenz als religiös zu deuten, auch wenn die Konfessionslosen dies selbst – abgesehen vom Gottesbezug – nicht so wahrnehmen?

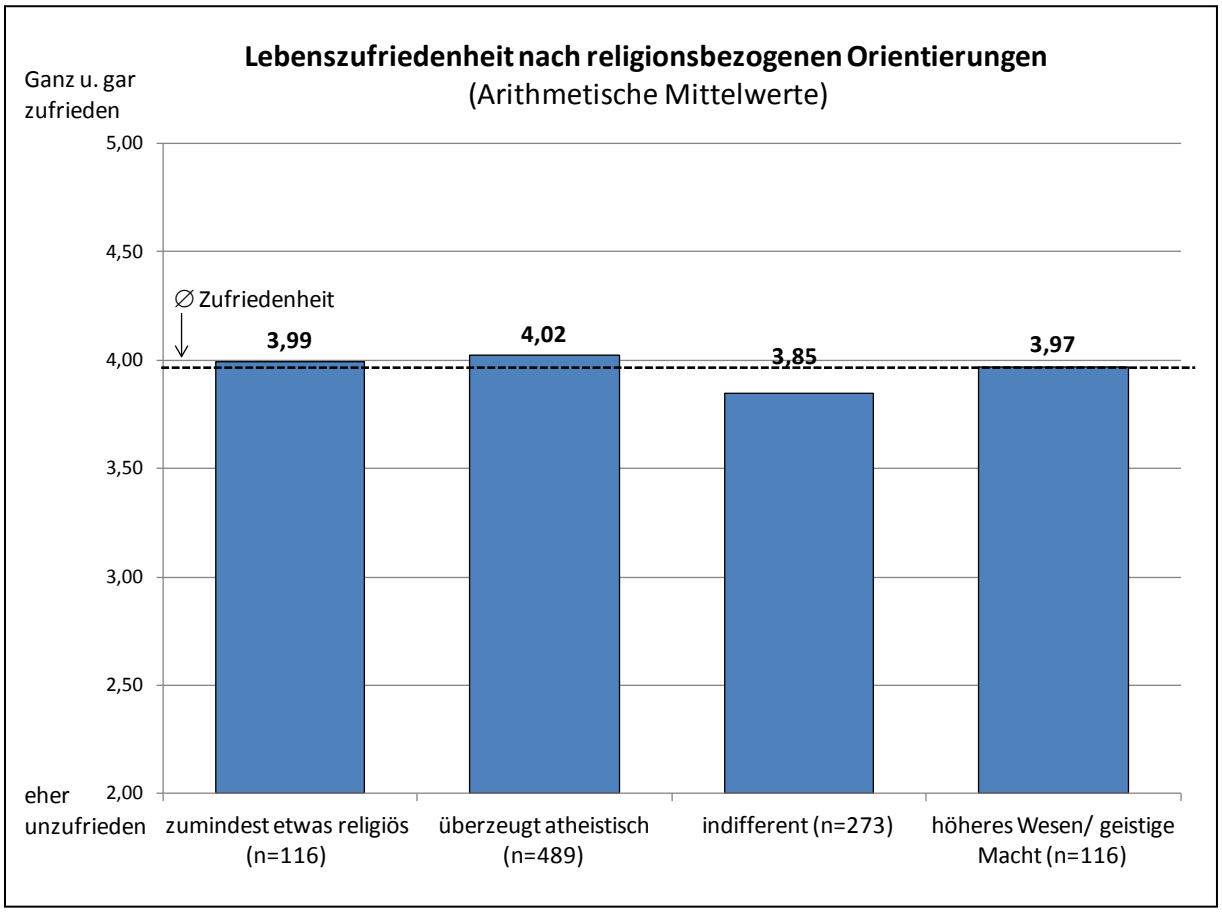
- Bei den Effekten zur Lebensbewältigung kommen Aussagen der Dimensionen Zurechnung und Ordnung insgesamt am stärksten zum Tragen. Wird die (subjektive) Bedeutung der Dimension Grenze überschätzt?

- Die Ergänzung der Dimension Emotionen hat sich als fruchtbar erwiesen. Sie spielt bei den getesteten Erfahrungen durchweg eine Rolle.

5. Religionsbezogene Orientierungen und Lebenszufriedenheit

In Anlehnung an den Tagungstitel wurde der Frage nachgegangen, inwieweit sich die unterschiedlichen religionsbezogenen Orientierungen in der Lebenszufriedenheit niederschlagen – verkürzt formuliert: Fehlt den Konfessionslosen die Religion?

Mit geringem Abstand zu den anderen Teilgruppen fällt die Zufriedenheit bei den Atheisten am höchsten aus. Im Mittelwertvergleich lassen sich nur zwischen ihnen und den Indifferenten Unterschiede nachweisen (T-Test).



Weitergehend wurden die Zufriedenheitswerte auch unter Kontrolle soziodemografischer Variablen getestet:

Tabelle ist nicht im Vortrag enthalten

Kontrollierte Korrelationen (Beta-Werte): Bedeutung der religionsbezogenen Orientierungen für die Lebenszufriedenheit

	Ohne jeweilige Orientierung (n=861)	zumindest etwas religiös (n=860)	überzeugt atheistisch (n=688)	Indifferent (n=759)	Glaube an höheres Wesen (n=327)
Alter	0,045	0,046	0,040	0,028	-0,001
Geschlecht(Mann/Frau)	0,040	0,038	0,070	0,050	0,087
Bildung	0,031	0,032	0,001	0,014	-0,005
HH-Nettoeinkommen	**0,220****	**0,217****	**0,231****	**0,228****	**0,295****
Elternschaft (nein/ja)	0,017	0,019	-0,017	-0,002	-0,021
(Ehe-)Partner/in (nein/ja)	**0,088***	**0,091****	**0,106****	**0,101****	**0,108***
Erwerbstätigkeit (nein/ja)	0,057	0,058	0,071	0,054	0,036
Herkunft (östliches/westliches Bundesgebiet)	0,008	0,004	-0,019	-0,004	-0,050
Jeweilige Orientierung		0,037	**0,107****	**-0,097****	0,072
R^2=	0,094	0,096	0,120	0,113	0,155

*p ≤ 0,05; **p ≤ 0,01; zumindest etwas religiös getestet gegen kaum/gar nicht religiös;
atheistisch, Glaube an höheres Wesen/geistige Macht getestet gegen indifferent,
indifferent getestet gegen atheistisch/Glaube an höheres Wesen;

Abgesehen davon, dass insbesondere ein höheres Einkommen, aber auch das Leben in einer (Ehe-) Partnerschaft positiv zur Lebenszufriedenheit beitragen, zeigt sich hier, dass es die atheistische Überzeugung selbst ist, die einen positiven Effekt bei der Lebenszufriedenheit hat, während die indifferente Haltung mit einer geringeren Lebenszufriedenheit einhergeht.[3] Es macht aber keinen Unterschied, ob man sich als zumindest etwas religiös betrachtet oder nicht, ob man an ein höheres Wesen glaubt oder der Indifferenz zuneigt.[4] Im Unterschied zur überzeugt atheistischen Haltung stehen beide auch kaum für ein hohes Commitment in der religionsbezogenen Orientierung.

Fehlt den schon immer Konfessionslosen die Religion?
Aus empirischer Sicht offensichtlich nicht

- Weder die subjektive Religiosität noch der Glaube an ein höheres Wesen oder eine geistige Macht spielen bei den Konfessionslosen eine Rolle für die Lebenszufriedenheit.

- Allerdings: Atheisten sind zufriedener als Indifferente. Und es ist die überzeugt atheistische Haltung selbst, die zur Lebenszufriedenheit beiträgt.

Und wie steht es um die Selbst- und Weltdeutungen der Befragten in Bezug auf die konkrete Lebensbewältigung?

1. Es kommen offensichtlich keine in sich geschlossenen, generalisierten Deutungsmuster zum Tragen. Vielmehr ist die jeweilige konkrete Erfahrung ein ent- und unterscheidendes Kriterium.

2. Die schon immer Konfessionslosen begrenzen sich keineswegs etwa auf positivistische Bezugnahmen. Vielmehr verweisen sie vor dem Hintergrund dieser außeralltäglichen Erfahrungen auch auf transzendente Deutungen, ohne dies jedoch als religiös einzuordnen.

3. Bei der Bewältigung der untersuchten Krisenerfahrungen kommt es aber weniger auf deren Erklärung sondern vor allem darauf an, soziale Unterstützung zu erfahren und an positive Emotionen (wie Trost oder Hoffnung) anknüpfen zu können.

Anhang

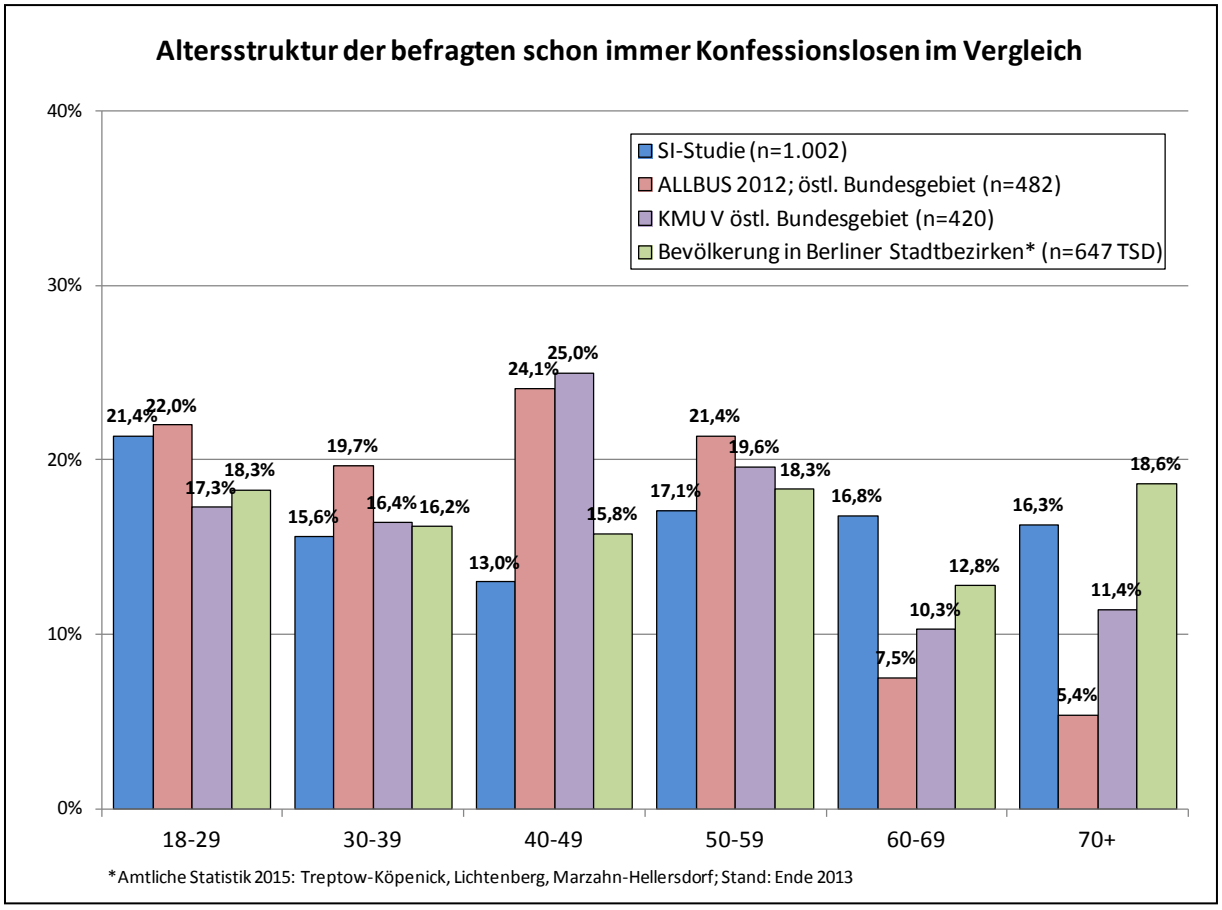
[3] Beide Effekte bleiben auch dann erhalten, wenn subjektive Gesundheit und subjektive wirtschaftliche Lage als besonders bedeutende Faktoren bei der Lebenszufriedenheit einbezogen werden.
[4] Das gilt auch dann, wenn man das Einkommen als besonders bedeutenden Faktor außer Betracht lässt.

Repräsentativität der Stichprobe und Soziodemografie *(im Vortrag, wenn, dann nur sehr kurz und ohne Abbildungen)*

Leider liegen keine statistischen Daten vor, nach denen sich die sozialstrukturelle Zusammensetzung der Grundgesamtheit „Schon immer Konfessionslose“ überhaupt annähernd bestimmen ließe. Sowohl die Zensusdaten als auch das Amt für Statistik Berlin-Brandenburg verwenden nur eine Kategorie für „keine und andere Religionszugehörigkeit“.

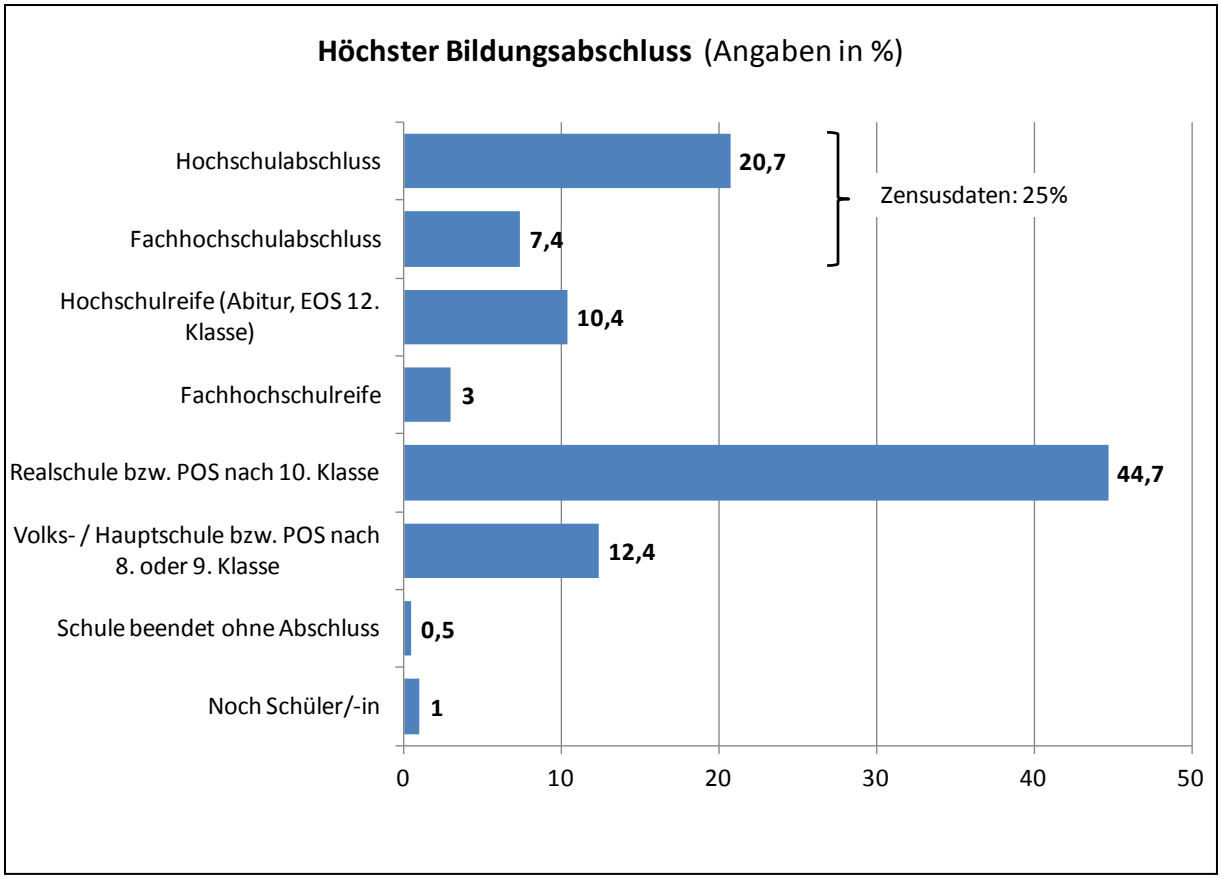
Es gibt lediglich Befragungsdaten (ALLBUS, KMU), aus denen sich die üblichen Indikatoren Altersstruktur, formaler Bildungsstand und Geschlechterverteilung errechnen lassen – dies allerdings nur für das gesamte östliche Bundesgebiet. Auf dieser Grundlage war davon auszugehen, dass die höheren Altersgruppen eher dünn besetzt sein würden.

Allerdings hat sich bereits im Verlauf der Stichprobengewinnung gezeigt – und dies ist schon ein erstes wichtiges Ergebnis, dass die schon immer Konfessionslosen im Osten Berlins deutlich älter sind als zunächst angenommen.



Ihre **Altersstruktur** ähnelt weitgehend der in der Bevölkerung ab 18 Jahren in den Berliner Bezirken Treptow-Köpenick, Lichtenberg und Marzahn-Hellersdorf, die aus der Berliner Statistik berechnet werden konnte (für die Gebiete, die bereits in Brandenburg liegen, ist das nicht möglich). Die Anteile der Kirchenmitglieder liegen hier zwischen zwölf und 15 Prozent; die Konfessionslosen stellen den Löwenanteil.

Für den Vergleich zum **formalen Bildungsstand** konnten – immerhin – Zensusdaten für die (Fach-) Hochschulabsolventen (Teilgruppe zur beruflichen Ausbildung) in der Berliner Bevölkerung ohne Migrationshintergrund ab 18 Jahren herangezogen werden. Mit 25 Prozent liegt ihr Anteil um drei Prozentpunkte niedriger als in unserer Stichprobe.

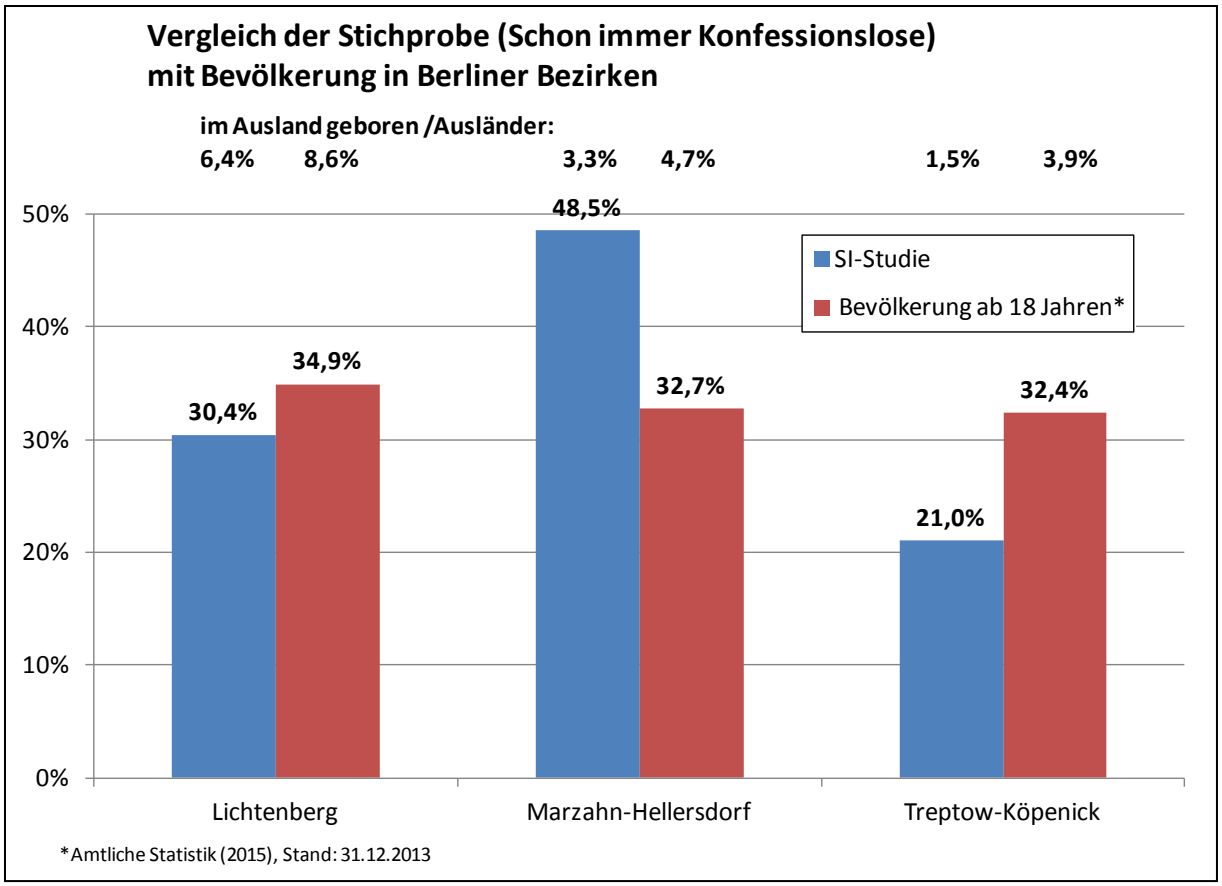


Die **Geschlechterverteilung** ist insgesamt und in den verschiedenen Altersgruppen weitgehend deckungsgleich mit der Bevölkerung ab 18 Jahren in den Bezirken Treptow-Köpenick, Lichtenberg und Marzahn-Hellersdorf.

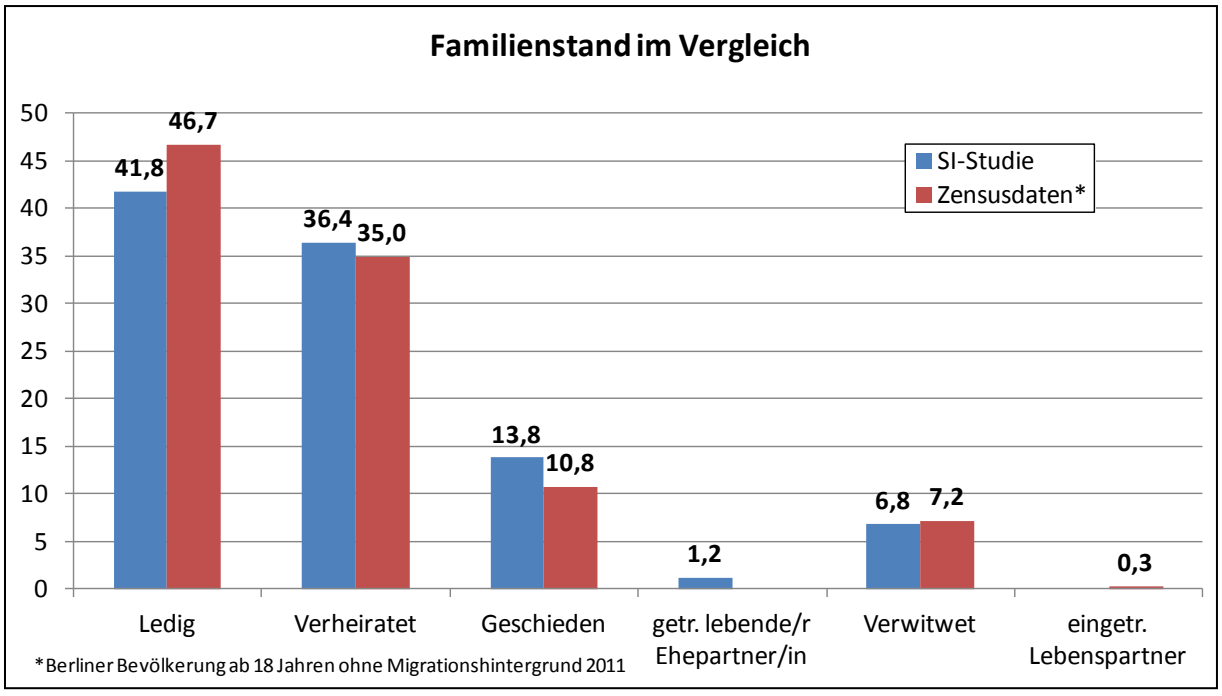
Wohngebiete: Von den Befragten unserer Stichprobe leben 28 Prozent in Lichtenberg, 44,7 Prozent in Marzahn-Hellersdorf, 19,4 Prozent in Treptow-Köpenick und 7,9 Prozent außerhalb des Stadtgebietes.

Ein Vergleich mit der Bevölkerung in den drei Berliner Bezirken lässt vermuten, dass Befragte aus Marzahn-Hellersdorf in unserer Stichprobe deutlich über- und Befragte aus Treptow-Köpenick unterrepräsentiert sind. Es ist aber davon auszugehen, dass dies nicht zuletzt mit dem Auswahlkriterium „schon immer konfessionslos“ zu tun hat.

Insgesamt geben vier Prozent der Befragten an, **im Ausland geboren** zu sein. Sie stammen weit überwiegend aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion.



In der Verteilung zum **Familienstand** sind die Ledigen – wie auch in der Berliner Bevölkerung (Zensusdaten) – deutlich stärker vertreten als die Verheirateten. Bundesweit ermittelt der Zensus mit 39,9 (Ledige) zu 45,7 Prozent (Verheiratete) ein umgekehrtes Verhältnis. Zudem ist der Anteil der Geschiedenen unter den Befragten wie in der Berliner Bevölkerung höher als im bundesweiten Schnitt (7,1 %).



Diese Relationen werden nicht zuletzt auf die in Großstädten stärkere Pluralisierung der Lebensformen zurückzuführen sein. Hinzu kommt, dass der Anteil der Lebensgemeinschaften, die nicht der klassischen Normalfamilie entsprechen, im östlichen Bundesgebiet deutlich höher ist als im westlichen. In unserer Stichprobe geben 51 Prozent der nicht (mehr) Verheirateten an, in einer festen Partnerschaft zu leben, ein knappes Drittel hat Kinder unter 18 Jahren.